Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 28 — Marburg i. H., den 12. Juli — 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Waffensegen — Demut — Altorientalischer und israelitischer Monotheismus — Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905. Erstes Stück — Schriften über und zu Hilligenlei — Schieles Tabellen zur Beförderung theologischer Dozenten in Preußen — Können und sollen wir den Handschuh aufnehmen? — Verschiedenes: Der Sieg des Lebens (Bölsche); Gedanken eines Laien über Gefangenen-Fürsorge (Schoenaich-Carolath); Herzog Widukind (Bartels); Das Gustav Adolfs-Lied von 1633 (Wangerin); A. H. Franckes Briefe an den Grafen Heinrich Reuß; Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? (Stuckert); Die Lehrverpflichtung in der Evangelischen Kirche Deutschlands (Mulert); Was hat die Kirche vor den Sekten voraus? (Eger); Dauer des Frauenstudiums; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Waffensegen

Soll mir denn mein Leben lang
Nichts als Streit begegnen,
Wollest du, der Feldhauptmann,
Meine Waffen segnen!

Daß ich nicht auf meinen Arm,
Nur auf deinen traue,
Daß ich nicht auf meine Sach,
Nur auf deine schaue;

Daß ich noch in bitterm Streit
Schon an Frieden denke,
Daß ich keine Menschenseel
Und kein Herze kränke;

Daß mich in dem heißen Kampf
Himmels Kühlung fächle,
Daß ich noch, der Wunden voll,
Gottes selig lächle.

Demut

Haltet fest an der Demut; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. 1. Petri 5, 5.

Kostet denn das Anstrengung, an der Demut festzuhalten? Ist sie nicht eine Naturanlage, die man sich weder geben noch nehmen kann, und die einen Menschen nicht eben hoch stellt in der Schätzung der Leute?

Nein! Demut ist nicht Aengstlichkeit und Schüchternheit. Es gibt demütige Helden ohne Furcht und Tadel. Paulus, Luther waren von Herzen demütig, sich stets bewußt, daß ihre ganze große, starke Kraft und Arbeit nur Gottes Werk sei.

Aber solche Demut hat Niemand ungefährdet. Je mehr Gott dem Demütigen gelingen läßt, desto größer wird die Gefahr des Hochmuts. Und desto weiter kommen wir von Gott weg. Denen aber, die demütig bleiben, gibt und läßt er seine Gnade; er führt sie immer tiefer hinein in die Erkenntnis ihrer selbst, immer höher hinauf zur Kraft und zum Mut des Kampfes wider alle bösen Mächte.

Menschen, auch große Menschen, ohne Demut sind ein Fluch für ihr Volk; mit Demut sind sie ein herrlicher Segen.

A E

Altorientalischer und israelitischer Monotheismus

Wir leben in einer Zeit der Unrast und der unangenehmen Ueberraschungen. Auch wissenschaftlich. Kaum glauben wir festen Boden unter den Füßen zu haben, so wirft irgend eine neue Entdeckung unsere bisherige Erkenntnis über den Haufen, und wir müssen umlernen. Eine besonders unerfreuliche Erscheinung, wenn sie sich innerhalb eines Menschenalters wiederholt.

In dieser Lage sind wir alttestamentlichen Theologen augenblicklich.

Schon lange werden wir durch die immer tiefer in das Wesen und Walten der altorientalischen Kultur eindringende Forschung der Assyriologen in Atem gehalten, Manche von uns mit kaum verholenem Widerwillen. In vielen Einzelheiten haben wir schon unsere bisherige Erkenntnis von der politischen und geistigen Geschichte Israels korrigieren müssen und gelernt, dieses Volkes Werden und Wachsen im Zusammenhange mit der größeren Geschichte der Völkerwelt Vorderasiens und Aegyptens zu betrachten. Nun scheint die Zeit gekommen, daß wir zu einer prinzipiellen Korrektur, zu einem abermaligen Umlernen inbezug auf die religiöse Entwicklung Israels fortschreiten müssen.

Vor mir liegt das Werk eines in der alttestamentlichen Wissenschaft durch litterarhistorische und exegetische Arbeiten längst wohlbekannten und rühmlich anerkannten Forschers, Bruno Baentschs „Altorientalischer und israelitischer Monotheismus“ (Tübingen, Mohr 1906. 120 S.), das den ominösen Untertitel „ein Wort zur Revision der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der israelitischen Religionsgeschichte“ führt. Hören wir, was er uns sagt.

Baentsch geht aus von einer Prüfung der im alten Orient, speziell in Babylon erkennbaren monotheistischen oder genauer monotheisierenden Gedanken und kommt zu dem Resultat, daß es in der Tat im Bereiche jener alten Kultur, und zwar in Babylon so gut wie in Aegypten und im phönizisch-kananitischen Gebiete, einen Monotheismus gegeben hat. Nur nicht als religiöse Grundüberzeugung, sondern als sporadisch auftretende Konzentration des religiösen Empfindens auf eine große Gottheit, die den Andern übergeordnet wird als Heilandgott, und vor allem als Weltanschauung, als Lehre in den Kreisen der die astralen Spekulationen pflegenden Gebildeten, besonders der Priester. Diese monotheistische Lehre gipfelt in der Erkenntnis, daß die vielen Götter der volkstümlichen Religion nur Teilerscheinungen, Darstellungsformen des Einen, die Welt

durchwaltenden Göttlichen sind. Sie war also, wie wir sagen würden, philosophischer Pantheismus. Als solcher aber bedeutete sie keineswegs die religiöse Ueberwindung der polytheistischen oder polydämonistischen Vorstellungen, sondern vertrug sich durchaus mit diesen. Sie war gleichsam die über die am Einzelnen haftenden, religiösen Anschauungen und Bedürfnisse der großen Menge zur Einheit der Weltanschauung hinausführende Gnosis, als solche aber wesentlich intellektualistisch, nicht religiös-ethisch bestimmt.

Diesen Ansätzen zum Monotheismus stellt Baentsch den israelitischen Monotheismus gegenüber, der wirklich diesen Namen verdient, denn in ihm handelt es sich um eine ethisch-religiöse Weltbeurteilung, um den Gegensatz von persönlichem Gott und naturhaften Mächten, also um Theismus, und zwar um einen exklusiven, intoleranten Theismus, der zu allen Zeiten gegen die Gleichberechtigung der andern Götter, der „Götzen", Front gemacht hat. Damit ist nun das Problem aufgerollt. Es erhebt sich für die wissenschaftliche Forschung, die sich nicht mit der bloßen Aufzeigung des Gegensatzes zweier kulturgeschichtlich verwandter Phänomene begnügen kann, die Frage nach der Art ihres Zusammenhanges, und das umso mehr, als die alttestamentliche Ueberlieferung in der Erzvätergeschichte ja selbst diesen Zusammenhang andeutet. Sie bringt nämlich Abraham mit uralten babylonischen Kultorten (Ur in Chaldäa und Haran), Joseph mit der religiösen Kultur Aegyptens (er ist der Schwiegersohn des Oberpriesters Potiphera von Heliopolis, einem Zentrum der Priesterreligion) und Moses mit der der Midianiter (er ist der Schwiegersohn des midianitischen Oberpriesters Jethro) in engste Verbindung, was selbstverständlich nicht zufällig und nicht bloß novellistische Ausschmückung der alten Sage ist. Da nun von bloßer Herübernahme der astraltheologischen Lehren in die israelitische Gottesvorstellung keine Rede sein kann, so bleibt nur die Alternative: Hervorgehen aus gemeinsamer Grundlage? oder eins die geschichtliche Voraussetzung des andern, und das spätere Gebilde eine bewußte Umbildung des früheren?

Um diese Frage zu entscheiden, untersucht Baentsch zunächst die in der Figur des Erzvaters Abraham sich darstellende Religion, die als eine am Boden Kanaans haftende Gestalt für die, oder für eine in Kanaan im zweiten Jahrtausend vor Christus vorhandene Frömmigkeitsform von historischem Wert ist. Die alttestamentliche Ueberlieferung, näher 1. Buch Mose, Kapitel 14, zusammen mit dem, was uns die neuesten Ausgrabungen in Palästina (vgl. dazu Christliche Welt 1906, Nr. 16) offenbart haben, zeigt uns, daß es um die Zeit, in die die israelitische Sage den Glaubenshelden Abraham versetzt, in Kanaan eine über den volkstümlichen Naturkult erhabene Verehrung eines höchsten Gottes (El Eljon, El Schaddai) gegeben hat, einen praktischen Monotheismus, für den die Vielheit der göttlichen Wesen vor der Empfindung des einen höchsten und allmächtigen Gottes völlig zurücktrat. Diese „Abrahamreligion" weist aber durch die Figur des Erzvaters deutlich auf Babylon als Ausgangspunkt hin, und zwar im besondern auf die Stätten des Mondkultus, an denen der Gott Sin, der „barmherzige und gnädige Vater", wie er in einem alten Hymnus genannt wird, als höchster Gott gefeiert wurde und die monotheistische Lehre seit Alters eine Stätte hatte. Von dieser monotheisierenden Religion fanden die in Kanaan einwandernden Israelstämme mindestens noch eine sehr starke Erinnerung vor. Andernfalls wäre ihnen keine Kunde davon zugekommen und der Sagenkreis von Abraham nicht entstanden. Daß aber die Figur Abrahams eine so bedeutsame Rolle in den israelitischen Ursprungssagen spielt — der Träger jener höheren Religion ist zum Stammvater des Volkes und zum Glaubensvorbild geworden — läßt darauf schließen, daß zwischen ihr und der altisraelitischen Gottesvorstellung eine Art Wahlverwandtschaft bestand.

Diese Erwägung führt Baentsch auf den Kern der Sache, eine Auseinandersetzung mit der in der alttestamentlichen Wissenschaft vertretenen Anschauung über die mit dem Namen Moses verknüpfte Religionsstiftung und die vormosaische Religionsstufe der Israelstämme.

Nach der zur Zeit herrschenden Auffassung von dem Entwicklungsgange der Religion Israel, wie sie z. B. in den kürzlich erschienenen Arbeiten von Stade*) und Marti**) zum Ausdruck kommt, war die vormosaische Religion eine Abart der altsemitischen Nomadenreligion, die wesentlich auf der Stufe der polydämonistischen Stammesreligion stand. Von den verwandten Religionsformen unterschied sie sich nur durch die Konzentration auf Jahwe, den Gott vom Sinai, der vielleicht ursprünglich eine Gottheit der höheren Luftsphäre war, ein „Gewittergott, auf den außer dem Gewitter auch andere Erscheinungen feuriger Natur zurückgehen" (Stade). Mit dem Jahwe von Sinai, sagt Marti, sind offenbar auch die Bestandteile des späteren Volkes Israel in Verbindung gestanden, denn der Sinai war wohl der Mittelpunkt und die gemeinsame heilige Stätte von verschiedenen semitischen Stämmen gewesen. Durch die geschichtliche Erfahrung der Befreiung aus Aegypten bekam dann dieser Gott Jahwe vom Sinai „eine höhere Bedeutung." Er wurde zum Volksgott und als solcher zum Hort aller sittlich-sozialen Institution in der neuen Volksgemeinschaft, die sich um ihn einte. Er bekam einen „Zug aufs Ethische". Beides, daß er der Gott Israels wurde und Israel sein Volk, dem er in Kampf und Sieg und in der kultischen und rechtlichen Unterweisung, der Thora, nahe war, ist Moses Werk gewesen, dessen Voraussetzung die in einem persönlichen Erlebnis gewonnene Ueberzeugung war, daß Jahwe den in Aegypten Geknechteten durch ihn helfen wolle.

Demgegenüber betont Baentsch zunächst, daß der vormosaische Jahwe ein viel komplizierterer Charakter gewesen und als Stammesgott auch schon stark ethische Züge getragen habe muß. „Er war ein Wetter- und Gewittergott, dazu vielleicht auch ein Vulkangott und endlich ein Stammesgott, resp. der Gott einer ganzen Gruppe von Stämmen, und als solcher ohne ethische Züge nicht denkbar." Weiter aber weist nach Baentsch die Sinaitradition durch ihre Namen (Berg und Wüste Sinai, Wüste Sin) und das etymologische Motiv, daß der Erzählung vom brennenden Dornbusch zu Grunde liegt (Senä „Dornstrauch") auf den seit Alters an jener ganzen Gegend des nordwestlichen Arabien haftenden Mondkultus (Verehrung des Gottes Sin) zurück, der an dem Nebokultus auf oder am Berge Nebo seine genaue Parallele hat. Hier begegnen wir also greifbarem Einfluß der babylonischen Astralreligion auf die religiösen Vorstellungen der in jenen Gegenden ansässigen Stämme, und zwar genauer der Herrschaft eines für den astraltheologischen Monotheismus bedeutsamen Gottes, desselben, den auch die südarabischen Minäer, deren Kultureinfluß sich bis nach Nordwestarabien erstreckte (vgl. den Inschriftenfund in der minäischen Kolonie El-Oela), nur unter anderem Namen (Wadd) als höchsten Gott verehrten. Unter dem Einfluß des Sinkultus müssen darum auch die Israelstämme (d. h. solche Stammgruppen, aus denen sich später das Volk Israel entwickelt hat) der vormosaischen Zeit gestanden haben, und Nachklänge davon sind in der Tat in der Religion Israels vorhanden. Das sind die auf uralten Mondkult zurückweisenden Festtage des Volkes, Neumond, Sabbath (d. h. Vollmondsfest) und Passah (Frühlingsvollmond).

Beide Gottheiten, der im bewegten Luftreich und in den vulkanischen Erscheinungen offenbare Jahwe und der als höchster herrschende Gott Sin sind nun, wie das in der Religionsgeschichte dutzendfach zu konstatieren ist, identifiziert worden. Dadurch hat Jahwe an den Eigenschaften des im astralen System dominierenden Mondgottes teilgenommen und ist selbst zu einer Astralgottheit von führender Stellung geworden. In der religiösen Sprache Israels hat diese Tatsache in der Bezeichnung Jahwes als des „Jahwe Zebaoth", d. h. des über die himmlischen Heerscharen, die Sterne (dies die ursprüngliche Bedeutung!) herrschenden Gottes, ihren unmißverständlichen Ausdruck gefunden.

---

*) Biblische Theologie des Alten Testaments. Erster Band. Tübingen, Mohr 1905. 383 S. 6, gebunden 7 Mk.

**) Die Religion des Alten Testaments unter den Religionen des vorderen Orients. Ebenda 1906. 88 S. 2, geb. 3 Mk. [Diese Schrift ist durchaus geeignet auch für unsre nicht gelehrten Leser, die sich orientieren und der Streitfrage näher treten wollen. D H]

Von hier aus erhebt Baentsch gegen die herrschende Vorstellung von der primitiven Religionsstufe der vormosaischen Israelstämme, die durch den Ausdruck „Nomadenreligion" charakterisiert sein soll, Einspruch und betont, daß wir, der höchst komplizierten Jahwevorstellung jener Zeit entsprechend, eine viel breitere Basis für die mit Mose gegebene Offenbarung annehmen müssen. Die Israelstämme vor ihm „haben neben Gottheiten, die an bestimmten irdischen Orten lokalisiert oder zu kleineren menschlichen Gemeinschaften (Sippen, Einzelstämmen) in ausschließliche Beziehung gesetzt waren und darum keine weitergreifende Bedeutung hatten, auch einen obersten Himmelsgott gekannt, dessen Manifestationen sie vermutlich im Monde, außerdem aber im Sturm und Wetter und den sonstigen Erscheinungen, die für die Gegend etwa charakteristisch waren, erblicken." Es handelte sich dabei nicht um monotheisierende Spekulationen noch gar um einen begrifflichen Monotheismus, den ja das Altertum nie erreicht hat, sondern um „gehobene Vorstellungen, wie sie eine Astralreligion mit sich bringt", um ein „die Vorstellung von einer simplen Lokalgottheit weit überragendes Moment, an das eine höhere Gottesvorstellung in jedem Augenblick anknüpfen konnte."

Und das ist in Moses geschehen. Dieser Prophet eines neuen Gottesglaubens ist hervorgegangen aus einem geschichtlichen Milieu, in dem monotheisierende Vorstellungen von dem Göttlichen von bestimmendem Einfluß und die Stufe der primitiven, rein naturhaften Religion längst überwunden waren. Das ist die psychologische Voraussetzung für ihn als Religionsstifter, die historische Bedingtheit der Offenbarung Gottes an ihn. Mit dieser selbst aber ist voller Ernst zu machen. Moses Werk ist geboren aus einem inneren Erlebnis geheimnisvoller Art, ist die Frucht einer Stunde heiliger Gottesnähe, wo seine Seele von dem Ewigen berührt wurde und von oben her über Gott und sich selbst zur Klarheit kam. Diesem Erlebnis folgte dann die Tat, die Verkündigung des Gottes, der sich ihm offenbart hatte. Sie knüpfte an an den alten Glauben der Israelstämme an den Gott Jahwe, den „Gott der Väter", aber sie führte ihn aus seiner früheren Zwiespältigkeit und seinem Verwobensein in Naturvergötterung heraus zur prinzipiellen und damit ausschließlichen Bestimmtheit. Der Gott Moses war mehr als ein mächtiger Volksgott, der sich in einem einzelnen geschichtlichen Vorgang als der Helfergott erwiesen hatte und dem ein „kräftiger Zug zum Ethischen" eignete. Er war, wie wir aus der auf Moses zurücklenkenden Gottesvorstellung der großen Propheten Israels erkennen können, der Inbegriff einer über die Natur- und Astralreligion hinausgehobenen geistigen Religion, „eine lebendige, mächtige, sittliche Persönlichkeit, die über das Naturgeschehen innerlich hinausgehoben war, kein Sterngott mehr, sondern ein Gott über den Sternen, keine personifizierte Naturkraft mehr, sondern ein Gott, der über der Natur und den Elementen als ihr Herr und Meister stand."

Nur ein solcher Gott war eine geistige Macht von ausschließender Bedeutung und konnte geistige, ethische Wirkungen auslösen, die ihn für immer vor dem Versinken in das Chaos der Volksgötter sicherten, denn er war die prinzipielle Ueberwindung jedes Polytheismus. Die prinzipielle! Denn mit der Religionsstiftung Moses ist es ähnlich gegangen wie mit der Reformation Luthers und überhaupt mit jeder großen von Geisteshelden ausgehenden Bewegung. Sie ist immer ein Prinzip, ein Ideal geblieben. Und Moses hat das Schicksal aller Propheten geteilt. Er stand hoch über seinen Zeitgenossen. Sobald daher seine religiösen Erkenntnisse zum Gemeingut weiterer Kreise wurden, büßten sie von ihrer prinzipiellen Klarheit nicht wenig ein. Erschwerend kam hinzu, daß seine neue Gottesvorstellung in den Dienst eines Volksganzen trat. Jahwe wurde der Gott der durch Mose werdenden Nation Israel, die neue Religion eine Staatsreligion mit partikularen Zwecken. So wurde aus dem Glaubenssatz „Jahwe der Gott Israels" ein verhängnisvolles Postulat, und aus dem prinzipiellen Gedanken des Religionsstifters die praktische Forderung „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir." Der wesentliche Unterschied zwischen Jahwe und den Göttern verflachte zum Graduellen. Die Geschichte der israelitischen Religion ist daher die fortgesetzte Reaktion des Prinzips gegen seine zunehmende Ethnisierung und Verflachung gewesen. Nicht Evolution, sondern Reaktion und Reformation, waren die treibenden Kräfte in ihr.

Soweit Baentsch. Ich brauche wohl nicht erst besonders auszuführen, daß sein klar und gründlich geschriebenes Buch programmatische Bedeutung hat. Es ist ein Markstein in der wissenschaftlichen Forschung, zum mindesten in Hinsicht der Methode. Baentsch bricht hier grundsätzlich mit der isolierenden und dogmatisierenden Behandlung der fundamentalen religionsgeschichtlichen Probleme. Er bricht den Bann der nur litterarhistorischen Schule, die trotz Gunkels großer Verdienste die Arbeit am Alten Testament beherrscht; nicht in übermütiger, vorschneller Weise, sondern mit ruhiger, aber ihrer Sache sicherer Hand. Man merkt dem Buche an, daß es aus langer gründlicher innerer Auseinandersetzung mit dem bisherigen wissenschaftlichen Betrieb herausgewachsen ist. Und was es uns sagt, sollten Alle als ein rechtes Wort zu rechter Zeit empfinden und dankbar würdigen.

Vor 28 Jahren erschien das standard work der auf der litterarhistorischen Behandlung des Alten Testaments beruhenden Geschichtsauffassung, Wellhausens „Prolegomena". Damals lag die Assyriologie noch in den Windeln. Heute zehren wir dankbar von der Fülle neuer historischer Erkenntnisse, die sie uns bietet. Das Bild des alten Orients hat sich gründlich verändert. Was uns ehedem als der Anfang kulturgeschichtlicher Entwicklung erschien, ist jetzt zur Epoche in einer vieltausendjährigen Geschichte geworden. Die babylonische Kultur des dritten und zweiten Jahrtausends ist die Erbin der in unvordenkliche Zeiten zurückreichenden sumerischen. Das Volk Israel gleicht dem Tropfen am Eimer in dem Völkermeere des alten orientalischen Kulturreichs. Diese Erkenntnis hat natürlich nicht bloß für die politische Entwicklung des Volkes, sondern noch mehr für seine geistige und religiöse die größte Bedeutung. Man lernt erst hier den Gedanken der göttlichen Teleologie in der Menschheitsgeschichte, auf der wir uns aufbauen, voll würdigen: Israel auf der schmalen Brücke zwischen Asien und Aegypten, Arabien und Mittelmeer wohnend, mitten hineingestellt in das Zentrum einer uralten Kultur! Man empfindet angesichts dieser Entwicklung unseres geschichtlichen Horizontes aber auch dringend das Bedürfnis, Israels religiöse Eigenart aus dem Zusammenhange dieser es umgebenden altorientalischen Kultur zu verstehen, zumal die Anfänge seines religiösen Lebens. Da ist also eine Revision der bisher gültigen Auffassung vom Werden und Wachsen der Religion Israels wohl am Platze.

Aber auch aus andern Gründen. Es bricht sich jetzt die Ueberzeugung Bahn, daß die Litterarkritik nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Sie war eine notwendige Arbeit, und dankbar wollen wir aller derer gedenken, die uns dabei Führerdienste geleistet haben, aber sie weist über sich selbst hinaus, ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Höher als sie steht das religionsgeschichtliche Verständnis der im Alten Testament vereinigten Litteraturdenkmäler, das unter der Wirkung der Litterarkritik oft genug zu kurz gekommen ist und noch zu kurz kommt. Z. B. über die Bedeutung des im sogenannten Priesterkodex fixierten Materials für die Geschichte der religiösen Vorstellungen und Begriffe ist doch damit, daß die Litterarkritik die in ihm repräsentierte litterarische Schule der exilischen und nachexilischen Zeit zuweist und den Priesterkodex als theologisches System hinter die Propheten setzt, garnichts gesagt.*) Ja diese litterarische Fixierung ist geradezu ein Hindernis für das richtige Verständnis der im Priesterkodex vorliegenden religiösen Anschauungen geworden, indem der Fehler nicht immer vermieden wurde, die Entstehungszeit der ganzen Schrift und das Aufkommen der in ihr enthaltenen Gedanken in eins zu setzen. Es ist klar, daß die religionsgeschichtliche Wertung in vielen

*) Sehr richtig sagt Baudissin (in seiner viel zu wenig bekannten „Einleitung in das Alte Testament." Leipzig, Hirzel 1901): „So völlig unvermittelt konnte dieser Stoff nicht im sechsten oder fünften Jahrhundert geschaffen werden. Die Quelle, aus der er geschöpft wurde, muß zuletzt in jedem Falle vorzugsweise die vorexilische priesterliche Praxis sein."

Fällen eine andere Stellung zur Tradition einnehmen muß als die litterarische. Was für diese jung ist, kann recht wohl altes und ältestes Gut bergen und so für jene zum Dokument frühester Entwicklungsstufen werden. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Baentsch mit dieser methodisch wertvollen Erkenntnis Ernst gemacht hat und die Ueberlieferung nicht nach litterarhistorischen, sondern religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten gewertet hat.

Zum Dritten begrüße ich Baentschs Ausführungen als notwendigen Protest gegen die zum Dogma gewordene Anschauung von der gradlinigen Entwicklung der israelitischen Religion im Schema des Aufstiegs von animistischer, totemistischer, fetischistischer oder sonstiger primitivster Grundlage über die Stufe der „Nomaden“- und „Bauern“religion zur Höhe der Prophetenreligion. Das ist — es muß das einmal ganz offen gesagt werden — eitel dogmatische Konstruktion. Aus Nichts wird Nichts, und keine noch so hohe Rhetorik kann den Eindruck beseitigen, daß die moderne alttestamentliche Wissenschaft die Antwort auf die Frage nach der Entstehung der ethischen Religion Israels aus dem Glauben an den von Nomaden verehrten Berg- und Gewittergott Jahwe schuldig geblieben ist. Hierfür ist des Altmeisters Wellhausen offenes Bekenntnis „Warum wurde z. B. nicht Kamos von Moab zum Gott der Gerechtigkeit und zum Schöpfer Himmels und der Erden? Eine genügende Antwort kann man darauf nicht geben“ Kultur der Gegenwart I, 4 S. 15) der beste Beweis. Denn es ist das Eingeständnis, daß die bisherige Auffassung vom Gange der Entwicklung an dem entscheidenden Punkte versagt. Das proton pseudos ist eben die Vorstellung, die Religion der Israelstämme vor Mose werde charakterisiert durch die altarabische Stammesreligion, habe sich also aus primitiven Vorstellungen und Kultübungen zusammengesetzt, und die Offenbarung an Moses sei die subjektive Ueberzeugung gewesen, daß der Gott vom Sinai helfen wolle und könne, glänzend bestätigt durch den sichtbaren Erweis der Hülfe. „Moses glaubte an Jahwe und der Erfolg gab ihm recht.“ Das heißt doch eine prinzipiell monotheistische Religion von höchster ethischer Kraft auf ein zufälliges historisches Ereignis aufbauen und setzt einen Begriff von Offenbarung voraus, an dem die Gegner der modernen wissenschaftlichen Theologie nicht mit Unrecht Kritik üben.*) Und was für Gedankensprünge mutet uns die herrschende Anschauung in Bezug auf die gesamte Entwicklung der Religion Israels zu! In einem Zeitraum von noch nicht tausend Jahren soll sie so ziemlich alle Stadien der postulierten Entwicklungsgeschichte**) bis zum Monotheismus der Propheten durchlaufen und dabei noch die mächtige Beeinflussung durch die kananitische Naturreligion***) überwunden haben! Ist eine solche Entwicklung schon a priori als aller geschichtlichen Erfahrung widersprechend abzulehnen, so kommt die einfache Tatsache als schlagender Gegenbeweis hinzu, daß die prophetische Predigt in Israel garnicht anders zu verstehen ist, denn als ein bewußtes Zurückgehen auf die unter dem entsittlichenden Wust der kananitischen Naturreligion fast verschütteten Quellen der Religion Israels, d. h. die durch Mose vermittelte Offenbarung in der großen Werdezeit des Volkes. Und die Zwiespältigkeit im Gottesglauben dieser Religion, das Nebeneinander der Vorstellung von dem Welt- und Schöpfergott Jahwe — die freilich nach litterarkritischer Anschauung jüngeren Ursprungs sein soll! — und dem Nationalgott Jahwe spricht an seinem Teil eine beredte Sprache.

Genug, der Anlässe zu einer gründlichen Revision der Fundamente unserer alttestamentlichen Gesamtauffassung sind mehr als einer vorhanden,†) und es bleibt nicht das kleinste Verdienst Baentschs, zuerst den Spaten zum Umgraben des Bodens ergriffen zu haben. Daß sein Buch darüber hinaus auch sachlich bleibende Bedeutung hat, unbeschadet des von ihm selbst am klarsten erkannten hypothetischen Charakters mancher Ausführungen, ist mir zweifellos. Ich kann darum seine Befürchtung nicht teilen, daß seine Arbeit vielfach als ein bedauerlicher Rückschritt verurteilt werden wird. Es ist ja ein Ehrentitel der modernen wissenschaftlichen Arbeit, daß sie kritisch ist, d. h. das Bleibende vom Vergänglichen, das Echte vom Unechten, das Historische vom dogmatisch Konstruierten zu scheiden weiß. Sie wird ihre Grundsätze gewiß nicht selbst verleugnen und durch Machtsprüche ihre bisherige Position retten wollen.

Willy Staerk

---

*) Vgl. Oettli in den „Biblischen Zeit- und Streitfragen“ II,$_2$ (Die Autorität des Alten Testaments für die Christen) und Köberle „Zum Kampf um das Alte Testament“ (Wismar, Bartholdi, 1906) S. 63 ff.

**) Die auch der Grundirrtum in Boussets „Wesen der Religion“ ist. Evolution und Religion sind Gegensätze.

***) Reiches, aber mit Kritik zu benützendes Material für diese wie überhaupt für die semitische Naturreligion bietet des verstorbenen amerikanischen Forschers S. J. Curtiß' „Ursemitische Religion“. (Leipzig, Hinrichs 1903. 10 Mk.)

†) Zwischen der Niederschrift dieser Zeilen und der Korrektur ist Wincklers gründliche Auseinandersetzung mit Marti erschienen: Religionsgeschichtlicher und geschichtlicher Orient. Eine Prüfung der Voraussetzungen der »religionsgeschichtlichen« Betrachtung des Alten Testaments und der Wellhausenschen Schule. Im Anschluß an K. Martis »Die Religion des Alten Testaments« usw. Leipzig, Hinrichs. 64 S. 50 Pfg. Ich kann an dieser Schrift nicht vorübergehen, ohne wenigstens der Freude darüber Ausdruck zu geben, daß Winckler hier fast überall den rechten Ton getroffen hat, der es seinen zahlreichen Gegner, wenn sie ihn hören wollen, ermöglicht, zu debattieren. Das ist ja leider nicht immer der Fall gewesen und hat der Erkenntnis, daß wir Winckler ungemein viel zu verdanken haben, hindernd im Wege gestanden. Seitdem dieser Moses übrigens in Alfred Jeremias (dessen „Altes Testament im Lichte des alten Orients“ soeben in zweiter völlig neuer Bearbeitung erscheint) seinen Aaron gefunden hat, dürfte die Zeit wohl nicht mehr fern sein, wo Winckler fleißiger studiert und weniger ignoriert oder vorschnell abgeurteilt wird. Man kann unter allen Umständen von ihm sehr viel lernen, ohne seinem System in jedem Punkte zuzustimmen.

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

1

„Ihr, Kinder Roms, seid fremd auf deutscher Flur,
Und dieser Große, nimmer ist er euer!“
So höhnt man uns. — Und wir? — Voll Kampfesfeuer
Erhebt sich unser Ruf, ein Treueschwur
Dem Volke, dem wir Mund und Herz verschreiben:
„Er ist auch unser — unser wird er bleiben!“

In diesen Worten des Prologs zur Schillerfeier des katholischen Preßvereins für Bayern tritt eine Stimmung zu Tage, die zur Zeit in weiteren Kreisen des katholischen Deutschlands zweifellos verbreitet ist. Sie haben den schmerzlichen Eindruck, als werde ihnen von der protestantischen Mehrheit das Besitzrecht an dem gemeinsamen Geisteserbe des deutschen Volkes in steigendem Maße abgesprochen, während sie sich doch bewußt sind, wie die Andern ihren Teil daran zu haben, und gewillt sind, ihn festzuhalten. Es geschah nicht ohne Grund, daß gerade die Schillergedenkfeier des letzten Jahres dieses Gefühl in besonderem Maße auslöste. Denn es waren tatsächlich Stimmen laut geworden, welche den Katholiken das Recht zum Mitfeiern verwehren wollten. In seiner Schrift: „Schiller und das kirchliche Rom“ hatte Böhtlingk „Schillers Wechselbeziehung zum kirchlichen Rom“ als ein „so fundamentales Moment seiner ganzen Geistesarbeit“ nachzuweisen versucht, „daß es seiner Dichtung, und nicht nur dieser, auch seinen historischen Schriften, geradeswegs Richtung und Inhalt gegeben“ habe, und sein Ergebnis war gewesen „der unausgleichbare Gegensatz zwischen dem unbedingtesten Freidenker und dem unbedingtesten geistigen Gehorsam, zwischen Geistesfreiheit und Geistesknechtschaft“, ein Gegensatz, der sich letzten Endes im Grunde nur immer unversöhnlicher zugespitzt habe. Und in einem Artikel der — katholischen — Historisch-politischen Blätter „Das Schiller-Jubiläum und das katholische Deutschland“ (1905,$_2$) hatte ein „Nichtkatholik“ die Frage aufgeworfen, ob die Konfessionen in gemeinsamer Feier sich an diesem Tage einen dürfen oder ob die Katholiken beiseite stehen müßten, da Schiller ihnen Nichts zu sagen habe. Die Tagespresse hatte das Thema ebenfalls in zahlreichen Aeußerungen zur Sprache gebracht.

Und diese Stimmen hatten sich sämtlich auch nicht ohne jeden Grund erhoben. Auf katholischer Seite waren in der Tat bedenkliche Dinge geschehen. Das Schlimmste hatten in neuerlicher Zeit wohl die Schriften des Kaplans Falkenberg

geleistet, die in den Klassikern „eine ernste Gefahr für den christlichen Glauben und die christliche Tugend“ erblickten und eine „katholische Selbstvergiftung“ durch sie befürchteten. Ein Teil der Kaplanspresse hatte noch gröber in dieselbe Kerbe geschlagen, und eine Frucht dieses Geistes war dann die Tat jenes katholischen Schulvorstandes geworden, der durch Herausschneiden der „Räuber“ der als Festgeschenk für seine Schüler bestimmten Schillerausgabe des Schwäbischen Schillervereins wenigstens die gefährlichsten Giftzähne auszubrechen versuchte. Kaum minder unglücklich war das mildere Vorgehen des Schöninghschen Verlags in Paderborn, dessen gereinigte Schillerausgabe neben der Auslassung der Jugenddramen einschließlich des Don Carlos und einzelner Stellen in den späteren Dramen sich auch noch Textänderungen von sehr zweifelhaftem Geschmack erlaubt und dazu schon in der Auswahl der gesperrt gedruckten Stellen und in der Ungleichmäßigkeit des ganzen Vorgehens ein bedauerliches Maß von Oberflächlichkeit geoffenbart hatte. Und ebensowenig war es dann von der anderen Seite, welche in den Klassikern einen unentbehrlichen Besitz wertvollster Art sieht, ein glücklicher Griff gewesen, wenn z. B. Richard von Kralik („Unsere deutschen Klassiker und der Katholizismus“ 1903) sich nachzuweisen bemühte, wie die Klassiker wenigstens auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung innerlich gut katholisch gewesen seien und gleichsam wider Willen für den Katholizismus gezeugt haben, oder wenn Alfred von Berger bei der offiziellen Wiener Schillerfeier 1905 die vorzugsweise Wahl katholischer Stoffe durch Schiller und die „besonders prachtvolle Entfaltung seiner Phantasie und seines Gemüts“ auf deren Gebiet damit erklären wollte, daß Schiller hier seine „natürliche Heimat wiedergefunden“ habe, denn „die Poesie selbst, von Phantasie und Gemüt erzeugt, sei wie die Kunst überhaupt ihrem Wesen nach mehr katholisch als protestantisch und verleugne ihren Charakter auch dann nicht ganz, wenn sie von Protestanten oder Freigeistern ausgeübt werde.“ Es war kein Wunder, wenn so ein Teil der kleinen katholischen Presse seinen Lesern zum Schillergedenktag lediglich einen katholisch redenden Schiller aufwartete, wenn Worte fielen wie: „Wer weiß, ob nicht im weiteren Verlauf seines Lebens der edle Idealismus und die hohe sittliche Lebensauffassung, die ihn beseelten, den Dichter noch weiter geführt hätten als an die Schwelle des katholischen Domes,“ und wenn schließlich auch da und dort die auch schon literarisch verhandelte „Frage“ wieder angerührt wurde, daß Schiller katholisch gestorben sei.

Was wir bis jetzt gegeben haben, ist im Wesentlichen das Bild, das durch die Tagespresse gegangen ist. Es ist verständlich, daß ihm die härtesten Urteile und ein gerütteltes Maß an Spott nicht erspart bleiben konnten. Indessen, es gibt trotz Alledem Gründe, die ein zu hartes Urteil verbieten. Der „katholische Tod“ großer Persönlichkeiten ist freilich eine alte katholische Sitte. Unter ihren Motiven wird man aber doch wohl nicht nur die unduldsame Rücksicht auf den Triumph der alleinseligmachenden Kirche zu suchen haben, sondern vielleicht eben so sehr ein gewisses naives Mitleid, das einem liebgewonnenen und geschätzten Menschen auf diese Weise doch noch den Weg ins Himmelreich öffnen möchte. Die Inanspruchnahme des lebenden Dichters aber und seiner Werke ist keine besondere katholische Sünde gewesen, sie war ebenso in der evangelischen Sonntagsblattliteratur zu finden, und ein recht bedeutender Teil eben der Presse, die mit hellem Spott auf den katholisierten Schiller hinwies, war um Nichts zurückhaltender, wenn es galt, Schiller nach dem eigenen Geschmack zurechtzurichten. Was endlich die gereinigte Schillerausgabe, die Schillerverstümmelungen und die „Selbstvergiftungsfrage“ betrifft, so darf nicht verschwiegen werden, daß die diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Stimmung gegenüber unseren Klassikern sich ganz ähnlich in weiten Schichten der evangelischen Gemeinschaftskreise wiederfindet, wenn sie auch, dem Charakter dieser Kreise entsprechend, sich nicht so brutal ans Tageslicht drängt. Und wie rückständig es klingen mag, so darf vielleicht auch noch die Frage aufgeworfen werden, ob hier nicht doch am Ende ein ernstes Problem vorliegt, das nicht mit dem bloßen Spott über Beschränktheit abgetan werden kann, auch nicht durch das hier zur Phrase werdende Wort gelöst wird „Dem Reinen ist Alles rein“. Denn wir befinden uns vor der leidigen Tatsache, daß die ästhetische Erziehung unseres Volkes noch in den ersten Anfängen steht, und vermutlich wird sich dies nicht so rasch ändern.

Aber von diesen Milderungsgründen ganz abgesehen: das bisher gegebene Bild ist ungerecht, weil es einseitig ist. Gewiß ist eine starke Strömung in jener bedauerlichen Richtung vorhanden gewesen, aber neben ihr her ging eine andere. Und dieser andern haben führende Organe des Katholizismus ihre Spalten geöffnet und führende Persönlichkeiten haben sie darin vertreten. Naturgemäß stehen die Kreise im Vordergrund, die sich im sogenannten „Reformkatholizismus“ zusammenfassen. Aber die unten genannten Quellen zeigen, daß auch der „echte Ultramontanismus“ nicht fehlt. Die Tagespresse hat diese Aeußerungen zum größten Teile nicht beachtet, und wenn sie davon Kenntnis nahm, so geschah das häufig mit einer mehr oder weniger deutlichen Anzweiflung der inneren Wahrhaftigkeit. Die folgende Studie, die indessen auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, möchte die Frage vorlegen, ob die in ihr vereinigten Stimmen in der Tat ein solches Urteil verdienen oder ob sie nicht vielmehr nahelegen, in das gemeinübliche dunkle Bild von der Stellung des Katholizismus zur Schillerfeier 1905 auch einige freundlichere Farben einzuzeichnen.

Von den benützten Quellen nennen wir: A. Baumgartner S. J., Friedrich von Schiller (Stimmen aus Maria Laach 1905,$_4$); Zur Schillerfeier (Raphael 1905,$_{18}$); derselbe im Schillergedenkblatt der Kölnischen Volkszeitung. In diesem auch L. Pfleger, Schiller und unsere Zeit. L. Krapp, Was ist uns Schiller? (Germania, Wissenschaftliche Beilage 1905,$_{18}$.) K. Muth, Schiller im zwanzigsten Jahrhundert (Hochland 1905,$_8$). M. Pfeiffer, Schiller (Kultur, herausgegeben von der Leogesellschaft 6,$_2$). P. A. Pöllmann O. S. B., Was ist uns Schiller? (Kempten, Kösel 1905.) P. E. Schmidt, Schiller und seine Gemeinde (Litterarische Warte 1905,$_8$). Sämtlich in den Sammlungen des Marbacher Schillermuseums, deren Benützung vom Vorstand gütigst gestattet wurde.

Adolf Dörrfuß

Schriften über und zu Hilligenlei

Das älteste und das neueste Christusbild. Zwei Predigten von Professor D. Wilhelm Walther, Universitätsprediger in Rostock. Wismar i. M., Hans Bartholdi 1906. 47 S. 60 Pf.

Christus in Hilligenlei. Ein Wort zur Klarstellung. Von Carl Albrecht Bernoulli. Jena, Eugen Diederichs 1906. 41 S. 50 Pfg.

Frenssens Jesus. Ein Wort zu Hilligenlei. Von Ernst Schütz. Leipzig, J. C. Hinrichs 1906. 28 S. 20 Pfg.

Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis. Vortrag in der Universitätsaula zu Kiel gehalten am 1. Februar 1906 von Professor D. Otto Baumgarten. Kiel, Walter G. Mühlau 1906. 23 S. 50 Pfg.

Hilligenlei und moderne Theologie. Von Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozenten in Heidelberg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 77 S. 80 Pfg.

Wege nach „Hilligenlei“, dem heiligen Lande. Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei“. Von Friedrich Manz, Pastorationsgeistlichem in Sankt Blasien (Baden). Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 78 S. 80 Pfg.

Schlußwort zu Hilligenlei. Von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote 1906. 16 S. 20 Pfg.

Soll man dem Chorus der Kritiker glauben, die gegenüber Hilligenlei nichts als schärfsten Widerspruch äußern, dann hat das Buch nur geschadet, rein garnichts genützt. Höchstens hat es die Situation geklärt. Nämlich dahin, daß es (so sagt die ganz rohe Polemik) die eigentlichen Ansichten, — oder doch (so sagt die minder rohe Polemik) die eigentlichen Absichten und die letzten Konsequenzen der modernen Theologie enthüllt hat. Hat es diesen Nutzen wirklich? Und weiter keinen? Oder welchen noch? Ueber die Tages- und Wochenblätter hinaus müssen wir die selbständigen Broschüren, welche das Buch zum Thema nehmen, daraufhin ansehen, ob sie Antwort auf diese Fragen geben. Jenachdem werden sie auch selber imstande

sein, uns im Nachdenken über Hilligenlei und seine Fragen zu fördern — oder nicht zu fördern.

Professor Walther fragt garnicht und untersucht garnicht. Dafür wäre ja auch weder eine Weihnachts= noch eine Karfreitagspredigt der rechte Ort. Er stellt einfach das alte Christusbild — richtiger: einige Stücke desselben — dem „neuesten Christusbild“ — besser: einigen wenigen Zügen desselben — entgegen. Letzteres ist mit deutlicher Beziehung auf einen „vor Kurzem gedruckten Roman“ geschildert. Derbe Polemik findet sich mit kräftigem religiösem Zeugnis vereinigt. Jedenfalls werden die Fragen, welche Hilligenlei anregt, durch diese Predigtpolemik nicht gefördert.

Es ist vielleicht merkwürdig, wenn ich neben Walthers Predigten gleich Bernoullis Erguß stelle. Man weiß ja, daß zwischen Beiden keine Gemeinschaft besteht. Aber hier werden — wenigstens in der Polemik — Herodes und Pilatus eins. Bernoulli begrüßt die Gelegenheit, um eine ganze Quantität angesammelten Grimms gegen die moderne Theologie und die „moderne Christlichkeit“ abzuladen. Immerhin — diese moderne Theologie hat sich als Kulturfaktor ausgewiesen. Mit ihr steht Frenssen in engster Verbindung; er vertritt das modern=theologische Kulturideal. Er zeigt zugleich Neigung, die Verdeutschung der Religion zu künden. Im Jörn Uhl hatte er Proben gegeben „von einem ganz wundersamen Witterungsvermögen für lebendige, wildwachsende Religion“. Das deutsche Volk setzte Hoffnungen auf ihn. Aber nun ist ihm sein Leben des Heilands völlig mißraten. Jede Rücksicht auf Stil, Geschmack und Konzeption ist vergessen. Anachronistischer Frondienst, Despotie der Rationalität. Vor allem: kein Fortschritt. Ein Triumph der Reaktion innerhalb der modernen Theologie. Der Protestantenverein hat über die Ritschlsche Jungmannschaft gesiegt. Hilligenlei könnte vor dreißig Jahren geschrieben sein — in der Blütezeit des deutschen Bildungsphilisteriums. Nur dadurch ist Frenssen lehrreich geworden, daß er in die Grube gefallen ist. Eine so riesige „historische“ Einseitigkeit muß ihre Folgen haben; — und die Hauptfolge wird eine gewaltige Gegenwirkung sein. Aetzend scharf ist die kritische Lauge, die Bernoulli über Frenssen ausgießt. Nach meiner Ueberzeugung erheblich zu scharf. Wo er etwa doch Recht hat, das kann hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden. Auch Bernoulli selber hat selten ordentlich begründet; er gibt nahezu eine Art Predigt gegen Hilligenlei. Eine originelle jedenfalls; eine originale gleichfalls; eine zu einem Teil berechtigte desgleichen; eine stark übertreibende freilich auch. Und zudem eine Predigt in merkwürdigem Gewand; die wenigsten werden sich durchfinden mögen. Endlich eine Predigt, der die eigenen Positionen über der Kritik ganz zurücktreten.

Ein kräftiger Gegensatz: dieses Bernoullische Sturzbad und die ruhige Art, in der Ernst Schütz verhandelt. Hier redet einer, der viel Sympathie mit Frenssen hat und der ohne alle Frage gerecht sein will. Auch im Jesusbild findet er alle Vorzüge Frenssenscher Kunst. Aber das Gesamtbild entspricht nicht der grundlegenden Forderung der Wahrheit. Frenssen zeichnet es im Rahmen hoher, schöner Menschengestalt. Aber selbst in seiner Darstellung zeigt Jesus Züge, die diesen Rahmen sprengen, weil sie über das Menschenmaß hinausweisen. Und wer die Quellen ansieht, auch die anerkannt älteste Schrift evangelischer Ueberlieferung, der erkennt: Von der Höhenlage menschenmöglichen Selbstbewußtseins führt keine Brücke hinüber zu der übermenschlichen Höhe des Selbstbewußtseins Jesu. Wie hat Frenssen das verkennen können? Seine Welt= und Lebensauffassung bietet den Erklärungsgrund. Freilich will Schütz ihm nicht entfernt die Oberflächlichkeit eines reinen Naturalismus zumuten. Aber die Grenzlinien zwischen dem Natürlichen und dem Sittlichen verschwimmen ihm; die überragende Bedeutung des Sittlichen im Menschenleben ist seinem Gesichtskreis entschwunden. Wir müssen die Selbständigkeit des sittlichen Lebensgebiets festhalten, das Geheimnis der Persönlichkeit Jesu anerkennen und unserer von Frenssen zu Unrecht geschmähten Kirche wünschen, daß sie auch in dieser schweren Zeit den Schatz ihres Christenglaubens bewahre und dem deutschen Volk neu vermittle als Grundlage seiner Wiedergeburt.

Das Alles ist schlicht und ernst gesagt, ohne die Prätension des Verteidigers des Glaubens gegen den Unglauben. Es enthält auch ohne alle Frage sehr viel Richtiges. Das Frenssensche „Er war ein Mensch“ hilft ja garnicht weiter. Damit ist ein Haus bis auf den Grund abgerissen, aber kein neues gebaut. Wir müssen das wirklich vorhandene Geheimnis der Person Jesu anders ehren, anders ihm nahezukommen suchen. Auch in der Linie der Gründe, die Schütz für Frenssens Zeichnung Jesu gibt, liegt wirklich die Erklärung seiner „Handschrift“. Aber hier sind Schütz' Gedankenreihen doch unzulänglich. Es handelt sich bei dem Drange, Jesus erklärbar zu machen, nicht bloß um die Lebensanschauung, die das Sittliche gegenüber dem Natürlichen zurückstellt. Der rationalistische und der historisch=kritische Zug bei Frenssen sind dabei wirksam. Die Seiten, welche die Frage Sittlich=Natürlich besprechen, zeigen überhaupt einen Mangel prinzipieller Klarheit. Dank verdient Schütz dafür, daß er die evangelische Kirche in Schutz nimmt. Ihr gegenüber ist Frenssen doch gar zu einseitig gewesen.

Aus Schütz' Schrift kann man etwas lernen. Desgleichen aus den drei anderen, die aus dem Lager der modernen Theologie stammen. Von ihnen verfährt diejenige Otto Baumgartens fast rein kritisch. Auch er hebt die verletzende Intoleranz gegen die Kirche hervor. Aber in der Hauptsache ist es ihm um Frenssens Glaubensbekenntnis, um die Handschrift zu tun. Zwei Fragen werden aufgeworfen und beide verneint: Stimmt das Leben Jesu überein mit den deutschen Forschungen, ist es ein geschichtliches Bild? Und: Stimmt es überein mit dem, was unser Volk braucht zu seiner Wiedergeburt? Bei der Antwort auf die erste Frage handelt es sich für Baumgarten vor allem um den Nachweis, daß Frenssens Jesusbild Nichts von der geschichtlich bezeugten strahlenden Klarheit und Sicherheit seines inneren Lebens zeige, dagegen zu viel Grüblerisches und Unsicheres, daß (zumal auch in der Darstellung des Endes Jesu) alle jene Züge ohne Grund zurücktreten, in welchen Jesus übermenschlich gewaltig und erschütternd erscheint: man sieht, wie sich hier Schütz' Einwendungen mit denen Baumgartens berühren. Zahlreich sind die Bedenken, welche das Nein auf die zweite Frage veranlassen. Gegenüber dem Frenssenschen Jesus überkommt uns nicht Verehrung, eher Mitleid; sein rührendes Vertrauen auf die göttliche Natur des Menschen, vor allem seine Stellung zur Sünde (Luk. 7!) lassen den heiligen Ernst vermissen. Hier hebt sich die Darstellung selbst zur Höhe tiefsten, packenden Ernstes. Es ist gut, daß ein freigerichteter Theologe es war, der diese Einwendungen so energisch geltend gemacht hat. Ich glaube zwar nicht, daß Frenssen wirklich es an sittlichem Ernst mangeln lassen will. Mir scheint, ihn leitet nur allzusehr das Mitleid mit der durch ungesunde Verhältnisse zurückgedrängten Natur. Er gehört zu denen, welche das „Alles Verstehen heißt Alles Verzeihen“ kraft innig fühlenden Herzens und weichen Gemüts übertreiben, ohne daß sie darum ernstlich die sittlichen Grundsätze in Frage stellen wollen. Das Persönliche im Urteil überwiegt, das Sachliche, das so leicht schroff gegen die Person wird, wird zurückgestellt. So verstehe ich ihn; und sein eigenes Schlußwort gibt mir doch wohl Recht. Aber es ist jammerschade, daß er das große Gewicht der Baumgartenschen Bedenken vonwegen Lukas 7 und der unheiligen=heiligen Wochen nicht ordentlich auf sich wirken läßt. Schwer mags einem Dichter fallen, auf Anderer Kritik hin an einem schon weitverbreiteten Buch zu ändern. Aber hier wäre solche Aenderung eine sittliche Tat gewesen.

Baumgarten erklärt, gegenüber Hilligenlei Beides zu spüren: Jubel und Entrüstung. Diese Schrift gibt fast nur der Entrüstung Ausdruck, nicht dem Jubel, der sich wohl auf die dichterische Qualität bezieht. Sie bleibt kritisch; wenige Sätze am Schluß deuten auf das, was wir nach Baumgartens Ueberzeugung positiv brauchen. Hier aber setzen Niebergall und Manz ein.

Niebergalls Schrift ist ganz eigenartig. Er benützt die Gelegenheit, um den von Hilligenlei Angeregten etwas von der modernen Theologie zu erzählen, von ihrem Glauben, ihrem Lebensideal, ihrem Ziel. Er tut das aber so, daß er die moderne Theologie sich von rechts (den Altgläubigen) — und von

links (den Radikalen) abheben läßt und sie ihrerseits wieder mit Hilligenlei konfrontiert. Was dabei im Einzelnen herauskommt? Ich kann nur sagen, daß, wer über die gegenwärtige außerordentlich schwierige theologische und religiöse Situation nachdenkt, bei Niebergall eine Fülle von Anregungen und weiterführenden feinen Bemerkungen finden wird. Ganz einverstanden bin ich nicht überall mit seiner Zeichnung dessen, was als gemeinsame Stellung der modernen Theologie, insbesondere der um die Christliche Welt sich scharenden Gruppe gelten soll. Er spricht da doch zuweilen nur für einen Teil dieser Gruppe. Aber höchst interessant ist seine Art, theologische Gruppen abzusondern und zu beschreiben.

Zu Frenssen steht er scheinbar freundlicher als Baumgarten. Die moderne Theologie werde sich im Ganzen zu seinem Jesusbild bekennen müssen. Aber er meint doch wohl damit nur das Ausgehen von der geschichtlichen menschlichen Persönlichkeit Jesu. Sonst urteilt er nämlich über das Jesusbild ganz ähnlich wie Baumgarten. Auch er vermißt das Herbe, Ueberweltliche an ihm. Auch er wendet sich gegen die wild überschäumende Sinnlichkeit; er konstatiert, daß Hilligenlei den Anschein erwecke, als verfalle Frenssen in den Begriff vom Heiligen, der die Natur, die Sinnlichkeit an sich für heilig erklärt.

Niebergall begnügt sich aber weder mit Kritik noch mit Gruppierung. Er entwickelt aus Alledem ein reguläres Programm. Das lautet in wenigen Worten: Persönlichkeitsreligion durch die Persönlichkeit Jesu. Die paar Seiten, die das ausführen, sind ganz prächtig. Christliche Persönlichkeiten im Sinne der überlieferten Sittlichkeit! Dazu hilft die Berührung mit dem Personleben Jesu Christi. Mir scheint, ich stelle mir die Wirkung der Person Jesu doch noch anders vor als Niebergall. Aber jedenfalls: hier ist der Weg, den wir gehen müssen, der Weg nach dem wirklichen heiligen Land.

Wege nach Hilligenlei — da knüpft Manz an. Und ich möchte hier nicht wiederholen, was auch er zur Kritik beibringt; das bewegt sich ganz in der Linie von Baumgarten und Niebergall. Er nimmt sich auch Frenssens kirchengeschichtliche Andeutungen vor und geht mit ihnen scharf ins Gericht. Mit Recht! Im Uebrigen will auch er kritisch und doch positiv die Aufgabe lösen helfen: aus dem geschichtlichen Christus wieder den idealen zu gewinnen, den überzeitlichen, den Erzieher des Volks, die wirkliche Grundlage der Wiedergeburt. Nicht bloß Aufklärung über den geschichtlichen Christus, sondern Christus den Heiland des zwanzigsten Jahrhunderts. Dieser Christus wahrt die Kontinuität. Dieser Christus hilft aber auch vorwärts. Und vorwärts müssen wir! — Viel gute Gedanken, wenn auch darunter nicht wenige, die schon reichlich ventiliert worden sind. Viel aufrichtige Begeisterung, die sich freilich mit klarer fester Ordnung nicht recht verbunden hat. Schöne, warme Sprache; nur könnte sie zuweilen bestimmtere Begriffe formulieren und so größere Klarheit vermitteln.

Ein „Schlußwort zu Hilligenlei" hat endlich Frenssen selber gegeben. Eine herbe Absage an seine Gegner ist dieses Schlußwort. Zuerst an die Anhänger des alten Glaubens: „ihre Zeitschriften und Bücher lehren abgestandene, saure Dinge." Dann an die Gegner aus dem Lager der modernen Theologie. Ihnen fehle es an Entschiedenheit, bald sehen sie zurück, bald nach vorn. Er bleibt dabei (S. 6), daß sein Heilandsbild ihrer Forschung entspricht; aber er gibt doch wieder zu (S. 7), daß er über die moderne Theologie hinausgeht. Ganz vereinigen kann er freilich beide Aussagen nicht. Er betont scharf, daß alle Menschen in Hilligenlei Irrende und Unglückliche sind; unser Volksleben ist unheilig. Von der Freude und Not der Sinnlichkeit zu reden, nimmt er als gutes Recht in Anspruch; denn „die Sinnlichkeit ist nicht Sünde, sondern ganz im Gegenteil ein Schmuck des Lebens, eine Gabe Gottes, wie Frühling und Sommerwind." Daß er freie Liebe predige, ist falsch; die Not will er schildern, welche „die alte Sittlichkeit" heraufbeschworen; für milde Beurteilung der in dieser Not Fehlenden will er eintreten; mahnen will er, daß wir ein neues Land gewinnen. Baumgarten hatte Aenderung einiger Stellen gewünscht: er geht darauf nicht ein, obwohl er einige Besserungen (meist Kürzungen) verheißt. Seine Fassung der Geschichte von der großen Sünderin stelle den Heiland vielleicht als zu gütig dar, aber was sei das für ein großes Vergehen? Die Worte „unheilig — heilig" stellen den hin- und herwogenden Kampf in Anna Boje dar und bleiben so stehen.

Frenssen macht es uns, die wir ihn gegen manchen Feind verteidigen, ohne ihn doch ganz verteidigen zu können, nicht leicht. Er redet unwirsch auch gegen uns, wo wir nicht mit ihm gehen. Mehr noch: in einer Art Bitterkeit verschmäht ers, Fehler, die er begangen, zu gestehen und zu ändern. Das tut uns leid. Um der Sache willen. Und um seinetwillen. Das Schlußwort ist darin erfreulich, daß es klar herausstellt, daß er von jenem sittlichen Radikalismus weit entfernt ist, den ihm die Gegner unterschieben. Sonst ist es wenig erfreulich. Kein Wunder, daß es also auch nicht als Schlußwort respektiert wird. Schon melden sich weitere Debatteredner zum Wort. Von ihnen später.

Martin Schian

Schieles Tabellen zur Beförderung theologischer Dozenten in Preußen seit 1891

Vgl. Chronik der christlichen Welt Nr. 7, 13, 19, 24. Deutsche Litteraturzeitung Nr. 15, 18, 22, 23, 24

Vorbemerkung des Herausgebers. Zu der Kontroverse, die sich an Schieles die neuere Besetzung der theologischen Lehrstühle in Preußen illustrierende Veröffentlichungen angeschlossen hat, ist in Nr. 22 der Deutschen Litteraturzeitung von dem Philosophen Professor Paulsen in Berlin ein Schlußwort erschienen, das wir im Folgenden für unsre Leser unverkürzt wiedergeben. Es wird ein Schlußwort bleiben, obwohl ihm in derselben Zeitschrift noch ein Wort von dem Theologen Professor Ecke in Bonn gefolgt ist. Herr Professor Paulsen hat denn auch unserm Nachdruck seines Artikels mit Rücksicht auf die Ausführungen D. Eckes nichts hinzufügen zu müssen geglaubt. Anderseits ist Grund vorhanden zu der Annahme, daß D. Ecke den Artikel Paulsens bei seiner Niederschrift nicht kannte. Uns aber liegt vornehmlich daran, daß vor unsern Lesern in dieser Sache ein Mann das Fazit ziehe, der dem eigentlich theologisch-kirchlichen Betriebe ferner stehend durch seinen nach Rechts und nach Links bewährten Gerechtigkeitssinn allgemeiner Beachtung sicher ist.

Sieht man näher zu, so dient ja auch Eckes Artikel zur Bestätigung der Tabellen Schieles. Denn was wir noch bis vor kurzem zu hören bekamen, z. B. von Stoecker und Lepsius, die Klage über andauernde Bevorzugung der kritischen Theologen vor den konservativen bei akademischen Beförderungen in Preußen, ist auch bei Ecke dem Eindruck gewichen, daß „in der Tat neuerdings auch die Vertreter der positiven Richtung ein wenig mehr Berücksichtigung finden" als früher. Und den Hauptton seiner Aussprache legt Ecke auf den Nachweis, daß das auch so sein müsse, indem „der Staatsregierung die Pflicht" obliege, „für die Berufung von Universitätslehrern zu sorgen, welche neben jenen die wissenschaftlichen Interessen oft einseitig pflegenden Dozenten der kritischen Schule sich die Aufgabe stellen, die künftigen Diener der christlichen Gemeinde zugleich und vor allem für ihren Beruf vorzubilden." Dabei bestätigt Ecke ausdrücklich, daß eine Produktion von Dozenten, die solchem Anspruch genügen, neuerdings von keiner Fakultät so sicher geleistet werden konnte, wie von der zu Greifswald. Das alles kommt auf eine sachliche Rechtfertigung genau derselben Beförderungspolitik heraus, die Schiele durch seine Tafeln illustriert hat.

Nach Ecke verliert sich Schiele in eine Unzahl von Kleinigkeiten: aber gerade die Berücksichtigung auch der Kleinigkeiten konnte der Schieleschen Rechnung allein ihren Wert geben. Weder Ecke noch der statistische Anonymus, der vor ihm in der Deutschen Litteraturzeitung Schiele entgegengetreten war, können in der Fülle von Details Schiele beträchtlicher Irrtümer überführen; schließlich bleiben beide an dem inzwischen verstorbnen Dalmer hangen, von dem der Anonymus behauptet, daß er „eine gut dotierte Pfarrstelle" der weiteren akademischen Karriere vorgezogen habe und „als befördert angesehen werden muß." Schiele ist berichtet, daß Gudersleben (Eph. Nordhausen) eine Minimalstelle sei und daß Dalmer die Vorstellung einer Beförderung mit ihrer Annahme keineswegs verbunden habe. Vielleicht weiß Jemand aus unserm Leserkreise genau darüber Bescheid und unterrichtet uns; aber es liegt wirklich nicht viel daran.

Zum Schluß verdächtigt Ecke die Unparteilichkeit der Schieleschen Tafeln durch einen Hinweis auf Schieles Stellungnahme — im Kampf um das preußische Schulgesetz. Was dies beides wohl mit einander zu tun hat! Uebrigens sollte man meinen, so ganz unsympathisch könnte die Stellung Schieles zum Schulgesetz Herrn D. Ecke nicht sein; vielleicht erscheint ihm auch Schieles Zuschrift an die Nationalzeitung in einem neuen Licht, wenn er inzwischen Schieles Artikel im Juniheft der Deutschen Schule gelesen hat: „Warum ich die Erklärung der Intellektuellen gegen das preußische Schulgesetz nicht mit unterzeichnet habe."

Nichts begreiflicher, als wie Schiele zur Aufstellung seiner Tafeln kam. Der Chronist folgt aufmerksam dem Lauf der Dinge, beachtend und vermerkend, was an Andern flüchtig vorüberzieht. Da er nun über die theologischen Berufungen in Preußen völlig entgegengesetzte Ansichten vorfand — indem die kritischen Theologen sich ebenso vernachlässigt fühlten, wie die konservativen noch immer nicht befriedigt waren —, hat er sich der Mühe unterzogen und jene Berechnungen angestellt, wie das eben nur ein Einzelner kann und es nicht jedes Einzelnen Sache ist. Was dabei herauskommen würde, hat er vorher nicht gewußt. Und weil es Niemand gewußt hat, darum haben seine Mitteilungen so durchschlagend gewirkt.

D. Ecke beklagt sich über seinen Ton. Es ist wahr, Schiele hätte die trockne Sache noch trockner behandeln können. Aber wodurch die Schärfe in diese Verhandlungen kam, ist D. Ecke wohl bekannt, und er hat dafür kein Wort. Wir möchten übrigens zur Entlastung des Geheimrats Elster die Ansicht aussprechen, daß er seine erste Rede im Landtag bereits auf Grundlage von Daten gemacht hat, die ihm der statistische Anonymus dargeboten hatte, und daß er somit in gutem Glauben handelte. Das durfte ihn nicht hindern, Ehrenkränkendes späterhin offen zurückzunehmen. Der Anonymus aber hat in Nr. 15 der Deutschen Literaturzeitung nicht Aufstellungen des Geheimrats Elster verteidigt, sondern seine eigenen. So erklärt sich der ganze Verlauf am einfachsten.

Zur Sache hat in unserm Blatt Professor Gunkel — denn er ist der Verfasser jenes Aufsatzes in Nr. 8 — „die Notlage unserer Privatdozenten“ ex pectore beleuchtet, und der Herausgeber hat sein Geleitwort hinzugefügt. Wir begehren weiter Nichts, als daß vorhandene Tüchtigkeit auch den Lohn eines gesicherten Wirkungskreises finde. Wir gönnen diesen Lohn jedem tüchtigen Mann auf der andern Seite, aber wir fordern auch für die jungen Kräfte auf unsrer Seite ihren vollen Wirkungskreis. Nicht nur um ihrer Person, sondern um des Staates, um der Wissenschaft und um der Kirche willen.*) R

Die Kontroverse, die sich an einen bekannten Artikel von F. M. Schiele in der Chronik der christlichen Welt angeknüpft hat, die durch die Diskussion zwischen Professor Friedberg und Geheimrat Elster auch ins Abgeordnetenhaus gekommen ist, scheint mit der letzten Erwiderung Schieles in Nummer 19 und 20 der Deutschen Litteraturzeitung zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein. Vielleicht ist es jetzt einem außerhalb der nächstbeteiligten Kreise und Parteien Stehenden gestattet, das Wort zu einer Bemerkung in der Angelegenheit zu nehmen.

Von Schiele ist auf Grund sorgfältig gesammelter Daten die Behauptung aufgestellt worden, daß seit dem Jahre 1891, dem Jahre, wo das Kultusministerium aus den Händen von Goßlers in die Hände des Grafen Zedlitz überging, eine nachweisliche Bevorzugung der sogenannten „Positiven“, besonders Greifswalder Herkunft, bei der Besetzung theologischer Lehrstühle in Preußen stattgefunden habe, daß die Privatdozenten der „kritischen“ Richtung dagegen zurückgesetzt worden seien, wie durch ihre sehr erheblich längere Wartezeit bis zur ersten Beförderung bewiesen werde.

Diese „statistische“ Beweisführung ist von einem nichtgenannten Mitarbeiter der Deutschen Litteraturzeitung als ungenügend bestritten worden: der Kreis der ziffermäßig feststellbaren Tatsachen sei, namentlich nach Hinzufügung hergehöriger und Abzug nicht hergehöriger Daten, zu klein, um statistisch verwertbar zu sein; es bleibe nur die Diskussion der einzelnen Fälle.

Man wird zugeben müssen, daß für eine eigentliche „statistische“ Bearbeitung — eine Bezeichnung, die übrigens Schiele seiner Arbeit nicht gegeben hatte: sie ist ihm von der andern Seite imputiert worden — die Zahl der Fälle nicht ausreichend ist, vor allem, wenn man dem Anonymus einräumt, daß die Ausschließung der „kritischen“ Theologen, die beim Amtsantritt des Grafen Zedlitz schon habilitiert waren und dann unter ihm und den folgenden Ministern in Preußen befördert worden sind, aus der Berechnung nicht gerechtfertigt sei, und daß andrerseits die ursprüngliche Ansetzung der aus dem praktischen Amt ins Lehramt Berufenen mit einer Wartezeit von 0 Jahren Bedenken unterliege.

Auf der anderen Seite wird es dem unbefangenen Interpreten des von Schiele beigebrachten und in der DLZ Nr. 20 nochmals zusammengestellten, nicht bestrittenen und so viel ich sehe nicht bestreitbaren Materials doch nicht zweifelhaft sein, daß die einzelnen Fälle in ihrer Summierung auf eine Tendenz hinweisen, die seit der angegebenen Zeit zugunsten der „Positiven“, im besonderen der Greifswalder wirksam ist. Es bleibt dabei, daß die aus dem praktischen Amt Berufenen (es sind ihrer sechs) alle der „positiven“ Richtung angehören; und ebenso bleibt es dabei, daß die Privatdozenten Greifswalder Herkunft in unverhältnismäßig größerer Zahl und in unverhältnismäßig kurzer Zeit, gegenüber den Privatdozenten „kritischer“ Richtung, befördert worden sind, wobei selbstverständlich Berufungen nach außerhalb außer Betracht bleiben müssen. Es bleibt endlich dabei, daß die Zahl der kritischen Theologen, die bisher Privatdozenten geblieben sind, unverhältnismäßig größer ist als die Zahl der positiven in gleicher Lage. In diesen Tatsachen nicht die Wirkung einer Tendenz erkennen, die die Auslese auf die Richtung gründet, das wird nur der können, der den Mut hat zu behaupten: unter den praktischen Theologen gab es nur solche positiver, nicht aber solche kritischer Richtung, die durch wissenschaftliche und persönliche Tüchtigkeit für das Universitätsamt sich eigneten. Und ebenso: die Privatdozenten Greifswalder Herkunft überragten die übrigen an wissenschaftlicher Bedeutung um so viel, als es den Anstellungsdaten und der Wartezeit entspricht. Bis diese Behauptung gewagt und bewiesen sein wird, wird die Vermutung zu Recht bestehen, daß die Angehörigkeit zu der kritischen Richtung theologische Privatdozenten in Preußen in einem gewissen Maße disqualifiziert, oder, daß eine Tendenz im Sinne einer Auslese zugunsten der positiven Richtung wirksam ist.

Eine Tendenz, das ist nicht gleichbedeutend mit einer Absicht oder einem grundsätzlichen Verfahren. Es ist denkbar, daß die von Schiele beigebrachten Zahlen im Kultusministerium selbst überrascht haben. Daß der Vertreter der Regierung sie nicht gelten lassen wollte, mag als ein Anzeichen dafür genommen werden, daß man sich eines Grundsatzes von jener Art nicht bewußt war. Man könnte die Tatsache dann so deuten, daß in jedem einzelnen Fall Momente, von außen her kommend, wirksam waren, die eine Entscheidung zugunsten der Positiven, auch gegen den vorhandenen allgemeinen Willen zur Unparteilichkeit, herbeiführten. Auf diese Weise hätte es dann geschehen mögen, daß die Summierung der Fälle durch Schiele nicht bloß als eine Ueberraschung wirkte, sondern zunächst als eine Unmöglichkeit erschien.

Wenn die Sache so läge, dann hätte jene Zusammenstellung Schieles das nicht zu unterschätzende Verdienst, daß sie eine vorhandene Tendenz aller Welt sichtbar gemacht und auch der Unterrichtsverwaltung zum Bewußtsein gebracht hätte. Und die zu erhoffende weitere Wirkung wäre dann die, daß in der Folge die Verwaltung dieser Tendenz sich erwehrte, daß man im besonderen allerlei Einwirkungen aus anderen Sphären her kräftigere Gegenwirkung entgegensetzte. Denn darüber wird ja kein Zweifel sein können, daß eine in jenem Sinne anhaltend wirksame Tendenz wesentliche Güter, die der Unterrichtsverwaltung befohlen sind, gefährden würde. Wird die Richtung zum Maßstab der Beförderungswürdigkeit, wird auch nur auf Grund einzelner Fälle und ihrer nunmehr vorliegenden Summierung geglaubt, daß es so gehalten werde: dann wird eine aufdringliche Richtungstheologie sich bald in Massenangebot auf dem Markt einstellen und die eigentliche wissenschaftliche Arbeit schon dadurch zurückdrängen; zugleich aber werden diejenigen, die nichts als wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen haben, bei der anscheinenden Aussichtslosigkeit, sich mehr und mehr von der theologischen Universitätslaufbahn zurückziehen.

Es gibt Kreise, die einen derartigen Vorgang ohne Bedauern sehen würden, einflußreiche Kreise, die in der Verdrängung der kritischen Theologie von der Universität einen Gewinn für die Kirche und das religiöse Leben erblicken. Zu diesen Kreisen wird man aber die Vertreter der staatlichen Unterrichtsverwaltung nicht rechnen dürfen. Nicht nur, daß ihnen in erster Linie nicht das Gedeihen der Kirche, geschweige denn die Herrschaft einer angemaßten Orthodoxie (eine wirkliche Orthodoxie kann es auf protestantischem Boden nicht geben), sondern vielmehr das Gedeihen der theologischen Fakultäten, das ist wissenschaftlicher Institute befohlen ist: so werden sie auch nicht wohl darüber im Zweifel sein können, daß für die protestantische Theologie und Kirche, ja für das religiöse Leben auf die-

*) Vgl. zu dem Allem Preußische Kirchenzeitung Nr. 27 und das Juliheft der Baumgartenschen Monatsschrift für die kirchliche Praxis.

sem Boden überhaupt ein gutes Gewissen gegen die Wissenschaft unentbehrlich ist: sie stirbt an Herzverfettung, wo es fehlt.

Für die theologischen Fakultäten aber wäre die fortdauernde Wirksamkeit jener tendenziösen Auslese gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung als wissenschaftlicher Anstalten; denn daß so gut wie alle Fortschritte zunächst in der historischen Erkenntnis seit den Tagen, da im achtzehnten Jahrhundert an der Hallischen Universität die „kritische" Theologie sich erhob, von Männern ausgegangen sind, die der „Rechtgläubigkeit" im Sinne Hengstenberg-Stoeckers ermangelten, werden die Positiven selbst nicht leugnen wollen oder können. Und vergeblich würde es auch sein zu leugnen, daß ihre eigene gegenwärtige Stellungnahme selbst zu dogmatischen Fragen im weitesten Umfange durch die Arbeit der kritischen Richtung bestimmt worden sei. Die Ausschaltung der kritischen Richtung bedeutete nicht weniger als die Aushungerung der Wissenschaft an den theologischen Fakultäten in Preußen.

Eine Frage, die ich zum Schluß bloß berühre, ist die: ob die theologischen Fakultäten selbst überall mit genügender Energie das Interesse der Wissenschaft gegenüber dem Drängen einflußreicher Kreise vertreten haben; vielleicht bringt eine in Aussicht gestellte Denkschrift der Unterrichtsverwaltung auch hierüber einiges Material. Wäre eine Gewissensschärfung auch hier am Ort, so wäre das ein weiteres Verdienst des Vorgehens Schieles. Friedrich Paulsen

---

Können und sollen wir den Handschuh aufnehmen?

Im Dezemberheft der „Positiven Union" stand unter der Ueberschrift Selbstdisziplin ein Artikel von Herrn Superintendenten Krückeberg in Wanzleben, den wir aus mehr wie einem Grunde mit Erlaubnis des Verfassers hier abdrucken. In unsrer nächsten Nummer möchten wir uns dazu äußern, indem wir die Frage beantworten, die wir soeben in unsrer Ueberschrift aufgeworfen haben. Herr Superintendent Krückeberg schreibt:

Bei der Provinzialversammlung der sächsischen Freunde der positiven Union in Halle wurde das Thema behandelt „Biblisches Recht der kirchlichen Lehrdisziplin". Demgegenüber und zur Ergänzung dieses zeitgemäßen Themas betonte die Predigt im Dom, daß es für uns auch eine heilige Pflicht christlicher Selbstdisziplin gebe, welche nicht verabsäumt werden dürfe, wollen wir uns ein Recht auf unsere Stellungnahme in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart bewahren. Wir möchten dies auch an dieser Stelle betonen: denn es sind gewiß gerade die ernster und tiefer gerichteten Naturen, welche die Wahrheit dieses Wortes fühlen und anerkennen werden. Was hift der Streit mit Andersdenkenden, der wissenschaftliche Kampf der theologischen Richtungen, die litterarische Fehde in Glaubenssachen; was helfen Referate, Resolutionen, Anträge an die Behörden, wenn dabei nicht auch die Probe auf das Exempel gemacht wird — wenn unsere eigene kirchliche Arbeit, unser Leben in Amt und Haus, wenn der kirchliche Zustand unserer Gemeinden auch nicht besser ist, als bei denen, die wir bekämpfen, ja vielleicht gerade an wichtigen Punkten zu wünschen übrig läßt!

Wir sehen dabei zunächst auf die Vertreter der theologischen Wissenschaft. Die akademischen Lehrer, welche auch unsere Lehrer und Führer sind, wollen wir nicht meistern; aber obgleich es etwas kühl aufgenommen wurde, so ganz falsch war das Wort doch nicht, das Dr. Lepsius auf der Landeskirchlichen Versammlung ausgesprochen hat: der schwebende Streit müsse in erster Linie von der Theologie geführt werden. Eine schlechte Theologie kann nur durch eine gute Theologie unschädlich gemacht und eine falsche Wissenschaft nur durch eine rechte, wahre Wissenschaft überwunden werden. Zwar nicht alles Heil kann von der Theologie kommen, aber die Besserung wird erst dann beginnen, wenn auch in der Wissenschaft sich ein Umschwung anbahnt zu einer wahrhaft gläubigen, schrift- und bekenntnismäßigen Theologie. An Anzeichen davon fehlt es, Gott Lob, nicht. Schon sind eine Reihe namhafter junger Theologen neben die Veteranen dieses großen Geisterkampfes getreten, welche nicht mehr die Bahnen der negativen Theologie wandeln. Wir können an diese unsere Freunde auf den akademischen Lehrstühlen nur die dringende Bitte richten, mit unermüdetem Fleiß, unbestechlichem Wahrheitssinn und unbeirrt durch Lob und Tadel der Presse ihre mühsame, aber gesegnete Arbeit weiter zu tun, damit sie immer mehr unsere Führer und Ratgeber sein können, zu denen wir das Vertrauen haben, daß sie an Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit denen nicht nachstehen, die von der liberalen Presse bis an den Himmel erhoben werden, und dabei an Lauterkeit der Gesinnung, Glaubenskraft und Frömmigkeit den Besten gleichkommen, die je einen akademischen Lehrstuhl geziert haben. Aber auch unsere Presse hat ihnen gegenüber die Pflicht, nicht nur vorwiegend mit den Werken der Tagesgrößen von Links sich zu beschäftigen, deren litterarische Erzeugnisse ohnehin sofort mit lautem Schall erhoben werden, sondern auch die Arbeiten unserer Freunde in das rechte Licht zu setzen, damit auch sie noch mehr gehört, gelesen, bekannt und anerkannt werden.

Auch unsere Freunde im geistlichen Amte sollen diese Selbstdisziplin üben, sowohl die, welche im Kampfe des öffentlichen Lebens stehen, als auch die, welche mit ihrer Arbeit auf einen stilleren Fleck gestellt sind. Es müßte doch unser aller vornehmstes Anliegen sein, den Beweis zu erbringen, daß unsere positive Theologie uns zu besseren Predigern, Seelsorgern und Katecheten macht, als eine negative Theologie es kann. Gibt es nicht in unseren Reihen manchen Pastor, dem man gern einige kleine Ketzereien nachsehen würde, wenn er nur überhaupt ein lebendiger Mensch voll heiligen Eifers wäre? Wenn Seeberg einst das vortreffliche Wort gesprochen hat, die beste Theologie sei die, welche am besten predigen lehre, haben wir alle diese Probe bestanden? Wohl kann man vielfach auf die leeren Kirchen liberaler Prediger hinweisen und auf die gefüllten Kirchen gläubiger Zeugen des Herrn — aber es gibt bei uns auch leere Kirchen und daneben tote Kirchlichkeit. Wir wollen doch zu zeigen suchen, daß positive Theologie auch fruchtbar macht an guten Werken. Wir haben zwar immerhin schon ein gutes Stück Kirchengeschichte für uns: unser schier unerschöpflicher Liederschatz voll heiliger geistlicher Gedanken, die Heidenmission mit ihren Taten voll ergreifender Hingebung und Treue bis in den Tod, auch die weitverzweigten Arbeiten der Innern Mission von ihren Gründern bis zu ihren namhaftesten Vertretern in der Gegenwart, — sie sind kein schlechtes Zeugnis für unsere Theologie. Die Modernen sagen zwar: „Laßt uns nur erst noch etwas Zeit, wir sind noch zu jung, wir haben noch keine Geschichte, wir haben noch zuviel mit dem Kampf um unsere Gleichberechtigung, ja Existenzberechtigung zu tun — wenn wir uns erst einen Platz an der Sonne errungen haben, werden wir schon zeigen, wer wir sind und was wir können." Gut! — warten wir ab, ob ihr Christus-Enthusiasmus Lieder hervorbringen wird, wie „O Lamm Gottes unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet", das sich selbst Moderne in ihrer Todesstunde zum Trost wünschen; ob sie auch in Grönland und Labrador, bei Aussätzigen und andern Elenden sich als Diener Christi voll Glaubens und Leben erweisen werden — aber dürfen wir inzwischen auf den Lorbeeren der Vergangenheit ruhen? Wollen wir nicht vielmehr in diesen Wettkampf des Glaubens, der in der Liebe tätig ist, eintreten und zeigen, daß wir nicht bloß ein gutes Bekenntnis ablegen können, sondern den Glauben haben, der die Welt überwunden hat, die Liebe, die Alles trägt, duldet, hofft, die Demut, die den Andern höher achtet denn sich selbst, und die Treue, die auch im Kleinen und Unscheinbaren sich auswirkt. Zu diesem edlen Wettkampf wollen wir die Männer von drüben aufrufen — und diesen Handschuh müssen sie uns aufnehmen!

Selbstdisziplin! — das wollen wir auch in unsere Gemeinden hineinrufen, in die Männer- und Frauenwelt, die unseren Fahnen so treu und freudig folgt. Gewiß sind die Gemeinden oft ein Abbild der Theologie und Predigt, die ihnen geboten wird. Wohl hat vor hundert Jahren der neu erwachte Glaube auf Kanzel und Katheder die Wege geebnet und den Umschwung angebahnt. Aber das neue religiöse Leben kam doch erst zum Durchbruch, als es in den Gemeinden an-

fing lebendig zu werden, als die Laienwelt erwachte und Scharen gläubiger, werktätiger Christen sich um ihre gläubigen Pastoren sammelten. Da wurde die Heidenmission geboren, da besann sich die Kirche auf ihre Pflichten gegen die Versäumten und Verwahrlosten — da wurde es anders in der Kirche und im Volk! Was eine gläubige, nach Gottes Wort hungernde Gemeinde einem noch unsicheren, suchenden Pastor sein kann, das hat mancher junge Theologe auf seinem Lebenswege erfahren.

Darum, ihr lieben Brüder und Schwestern aus dem weltlichen Stande! Was kann eine Theologie für Schaden anrichten, und wenn sie noch so grundstürzend wäre, wenn unsere Gemeinden sich als lebendige tatkräftige Gemeinden zeigten? Wie sich das zeigen soll? Da stehen unsere Missionshäuser und bitten um Hilfe — wenn die Mission unser Ehrentitel ist, warum tun wir nicht mehr für sie? Da stehen die Diakonissenhäuser und suchen Schwestern — wo sind die Töchter aus gläubigen Häusern? Wie viele Anstalten, in Glaubenskraft gegründet, leiden Mangel und kämpfen mit bitteren Sorgen! Wäre es nicht ein herrliches Zeugnis von der lebenschaffenden Kraft positiver kirchlicher Arbeit, wenn hier die Hilfe mit Macht hereinbräche? Wenn uns doch der Herr der Kirche auch nach der Seite hin helfen und heilen wollte! Man möge es einem Manne, der jahrelang in den kirchlichen Kämpfen von Berlin seine Haut zu Markte getragen hat, nicht verübeln, wenn er gerade nach dieser Seite einmal die Stimme erhebt. Schwert und Kelle gehören zusammen; — wohl dem, der auch das Schwert geschickt und scharf zu führen weiß. Aber nur nicht die Kelle vergessen! Dem inneren Ausbau der Gemeinde, dem Wachstum in Jesu Christo soll auch zuletzt die Theologie dienen. Und wenn wir nun die Theologie retteten, aber an unserem eigenen inneren Leben und dem inneren Leben der Kirche Schaden litten, was nützt uns dann die Theologie?

Darum: Selbstdisziplin, Selbstzucht, Bessern am eigenen Hause, in allen Stücken selbst wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus — das sei die Frucht aller Kämpfe, das sei auch eine Frucht der ernsten Verhandlungen der Provinzialsynoden — dann können wir mit gutem Gewissen und reinen Waffen den Kampfruf weiter erheben:

Hie Schwert des Herrn und Gideon! Krückeberg

Verschiedenes

Der Sieg des Lebens. Von Wilhelm Bölsche. Stuttgart, Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung. 95 S. 1, gebunden 2 Mk.

Ein begeisterter Hymnus auf die Herrlichkeit der Natur! Bölsche versteht es, wie kaum ein anderer Naturforscher, den Leser durch seine glänzende Darstellungsweise hinzureißen und zu fesseln, er ist zugleich ein echter Dichter. In vorliegendem Werk schildert er, wie das Leben überall auf Erden herrscht, in der bodenlosen Tiefe und an den Firnen; er gibt eine Entwicklungsgeschichte des Lebens und der Lebensäußerungen vom Bazillus, der sich nur ernährt und vermehrt, bis zum Menschen, in dem „das Leben seinen Trumpf ausgespielt" hat und der „nach kosmischer Anpassung" ringt. Ein Buch, gleich anziehend für den Naturforscher, der die Entwicklungsgeschichte der organischen Welt unter einem eigenartigen Gesichtspunkt dargestellt findet, wie für den Gläubigen, der mit dem Psalmisten einstimmt: Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet! Johannes Petersen

Gedanken eines Laien über Gefangenen-Fürsorge von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Nebst einem Nachworte von Dr. phil. Heinrich Seyfarth, Pastor am Hamburger Zentralgefängnis. Kommissionsverlag von A. B. Ueberwasser, Wandsbeck 1905. 1 Mk.

Diese kleine, liebenswürdige Broschüre, welche auf engem Rahmen an viele Probleme des modernen Strafvollzugs mit kritischer Hand anrührt, behandelt zwar einen schon vielfach erörterten und in seiner Notwendigkeit allseits anerkannten Stoff, aber die gemütvolle Art beider Verfasser läßt es als immer wieder verdienstlich erscheinen, wenn sie die soziale Pflicht der Fürsorge für entlassene Strafgefangene beleuchten und weiteren Kreisen in das Gewissen schieben. Alle Aufsätze und Vorträge, die über dieses Thema erschienen sind, bieten ein in großen Zügen ähnliches Gesamtbild. Der unheilvollste Teil jeder staatlichen Strafe ist die Zeit nach der Entlassung aus der Strafanstalt. Dieses Bild wird hier verändert und bereichert durch die Schilderung des Elends, welchem gebildete entlassene Sträflinge zum Opfer fallen. 1000 Tagelöhner finden in einer Kiesgrube eher Beschäftigung und Arbeit, als ein akademisch gebildeter Mann wieder sich rehabilitiert. Diese gebildeten Elemente überseeisch zu versorgen, ist eins der großen Ziele, die der deutsche Hilfsverein für entlassene Gefangene, dessen Gründer Pastor Seyfarth ist, mit Aufbietung bedeutender Geldsummen und noch bedeutenderer Arbeitsleistung verfolgt. Für diesen Verein, dessen Tätigkeit und Erfolge in vorliegender Broschüre von beiden Verfassern geschildert werden, wirbt diese auf Massenabsatz berechnete Schrift, die erheblich dazu beitragen dürfte, das Urteil über diese neue Art der Fürsorge klar zu stellen und die weitesten Volkskreise für sie zu gewinnen. Heinrich Reuß

Herzog Widukind, Tragödie in drei Akten von Friedrich Bartels. Leipzig, H. Haessels Verlag 1905. 126 S. 2,50 Mk.

Ein (junger?) Dramatiker aus Wildenbruchs Schule singt das Heldenlied des letzten Heiden im Sachsenlande gegen den christlichen Weltherrscher Karl; nicht den geschichtlichen Widukind, der sich mit dem aufgezwungenen Glauben am Ende aussöhnte, sondern einen unversöhnlichen, der das Kreuz wieder ins Feuer wirft und, allen Göttern fluchend, seine Seele verhaucht. Der wuchtige Aufeinanderprall der Gegensätze, spannende Szenenbilder und tragische Verve kennzeichnen das Bühnentalent. Aber diesen Effekten wird die feinere Psychologie geopfert, die besonders dem König Karl gegenüber versagt. Die vielfach krasse, überhitzte Sprache verliert sich in der wilden Schlußszene bis in Unverständlichkeiten. Nithack-Stahn

Das Gustav Adolfs-Lied von 1633. Herausgegeben von Ernst Wangerin. Duisburg, J. Ewich 1905. 40 S. 60 Pfg.

Der dreißigjährige Krieg hat eine ganze Anzahl von Volksdichtungen hervorgebracht; in der vorliegenden Schrift ist mit Beibehaltung der ursprünglichen Schreibweise eine von ihnen wiedergegeben. 1846 wurde sie zum ersten Male veröffentlicht, ohne daß sie weiteren Kreisen bekannt geworden wäre. Um ihr die fehlende Verbreitung zu verschaffen, hat der Herausgeber sie neu in bequemer Form ediert und mit einigen Anmerkungen versehen. In den 81 achtzeiligen Strophen des nach der „Tellweise" zu singenden Liedes schildert uns der Schwedenkönig selbst Beweggründe und Verlauf seines Eingreifens in die deutschen Verhältnisse, sowie seinen Tod; am Schluß steht eine kräftige Ermahnung an die evangelischen Deutschen zu treuem Zusammenhalten. Die ganze Dichtung ist ein interessantes und wertvolles Beispiel der allgemeinen Hochschätzung, die „der Retter des Protestantismus" in den zeitgenössischen Volkskreisen genoß. Reinhard Herz

A. H. Franckes Briefe an den Grafen Heinrich XXIV. j. L. Reuß zu Köstritz aus den Jahren 1704 bis 1727, herausgegeben von Dr. B. Schmidt und Lic. O. Meusel. Leipzig, Dürr 1905. 3 Mk.

Wir Theologen sollten mehr Quellen lesen. Denn Darstellungen vermögen eine wirkliche historische Kenntnis nicht zu vermitteln. Ueber jedem historischen Phänomen liegt ein ganz eigenartiger Schmelz, den auch der genialste Historiker durch Umschreiben oder Beschreiben dem Leser niemals vor die Augen zaubern könnte, den man vielmehr immer nur an den Quellen selbst wahrnehmen wird. Die vorliegende sehr verdienstliche Publikation (etwa 100 Briefe) gibt uns ein treues Bild von der Persönlichkeit Franckes und seinen Beziehungen zu seinen Anhängern, besonders zu den Pietisten aus dem Adel. Bisher war die Zahl der veröffentlichten Briefe Franckes, abgesehen von seiner (nur bis 1705 reichenden) Korrespondenz mit Spener, nicht sehr erheblich. Heussi

Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Von Pfarrer Lic. Stuckert. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 55. Tübingen, J. C. B. Mohr 1906. 80 Pfg.

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung ... nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz. Von Hermann Mulert. Zweite Ausgabe. Ebenda 1906. 1 Mk.

Stuckerts Brettener Vortrag, durch Belege erweitert, ist eine Schweizer evangelische Kirchenkunde im Abriß; der religiöse Volkscharakter, die kirchliche Sitte, das Verhältnis von Kirche und Staat, politischer und kirchlicher Lokalgemeinde, wirtschaftliche Lage und bürgerliche Stellung der Pfarrer, theologische Richtungen und kirchliches Parteileben, Freikirchen und Sekten werden besprochen und, wo der Stoff uns besonders fremd und interessant ist (Wahl der Pfarrer auf Zeit, sozialdemokratische Geistliche) die anschaulichsten Beispiele gebracht. Die Zustände erscheinen uns mehrfach als fast independentistisch, aber alle kirchlichen Richtungen freuen sich dort dieser Freiheit! Manches aus dem vielgestaltigen Schweizer Kirchenwesen wäre auf Deutschland nicht zu übertragen; die Verschiedenheit der politischen Verhältnisse wirkt eben mit. Aber ganz gleich, wie man die Dinge schließlich beurteilt: studieren!

Besonders stark ist der Abstand in der Verpflichtung der Geistlichen aufs kirchliche Bekenntnis; Formeln, wie sie da bei uns üblich sind, kennt die Schweiz überhaupt nicht. Meine oben genannte Sammlung des einschlägigen Materials liegt in einer zweiten Ausgabe vor, die sich von der ersten durch einen Nachtrag (Notizen über die inzwischen vorgekommenen „Fälle" und sonstige Ergänzungen) unterscheidet. Der Herr Verleger ist freundlich bereit, ihn den Besitzern der ersten Ausgabe auf Wunsch unentgeltlich zu liefern. Hermann Mulert

Was hat die Kirche vor den Sekten voraus? Vortrag von F. Eger, Pfarrer an der Augustinerkirche in Erfurt. Leipzig, Paul Eger 1906. 25 Pfg. — 25 Exemplare 5,50 Mk., 50 Exemplare 10 Mk., 100 Exemplare 18 Mk.

Der Vortrag hat in Erfurt, wo er zweimal gehalten wurde, große Beachtung gefunden und verdient es, in weitere Kreise getragen zu werden. Es ist nicht Interesse an der „reinen Lehre", was Eger bewegt, überhaupt nicht in erster Linie kirchliches, sondern religiöses Interesse. Er ist darum auch zu einer unparteiischen Würdigung der Sachlage im Stande und übersieht das Gute nicht, das die Sekten haben. Vielleicht geht er sogar Manchem etwas weit in der Anerkennung, die er ihren Vorzügen zollt, ihrer lebendigeren Gemeinschaft, der größeren Gelegenheit zu religiöser Aussprache, ihrer größeren Freiheit von allerhand kirchlichem Formalismus usw. Aber nur um so überzeugender wirkt das Gesamturteil, das trotzdem entschieden zu Gunsten der Kirche ausfällt. Sie ist die dauernde Pflegestätte christlichen Lebens, gegenüber der die Sekten doch immer nur vorübergehende Erscheinungen sind, sie ist es, die gegenüber der „Buchstabenvergiftung" die evangelische Nüchternheit, gegenüber der Gesetzlichkeit die Freiheit des glaubenden Herzens wahrt. Nur in der Kirche findet die Theologie ihre Würdigung, „die große Brückenschlägerin, die das Christentum immer wieder mit der Denkungsart der Zeit in Verbindung setzt;" nur die Kirche vermag Einfluß auf die gesamte Kultur und das ganze Volksleben zu gewinnen. — Der Vortrag eignet sich nicht nur durch seinen billigen Preis, sondern auch durch seine lebensvolle Sprache zur Massenverbreitung in Gemeinden, die mit Sektenbildungen zu kämpfen haben. Billig

Dauer des Frauenstudiums. Wir erhalten folgende Zuschrift: Zu dem Aufsatz in Nr. 23 von Helene v. Dungern „Zukunftsmusik" möchte ich mir eine kurze sachliche Richtigstellung erlauben.

Spalte 543 schreibt sie in Bezug auf die Frage der Ausbildung der künftigen Pfarrgehilfin, daß die Teilnahme an theologischen Vorlesungen kaum zu empfehlen sei, schon wegen der mangelnden Kenntnis der alten Sprachen bei den meisten Frauen. Sie fährt dann wörtlich fort: „So wird es immer für Frauen etwas Halbes bleiben, wenn sie ein oder zwei Semester lang ein oder die andere Vorlesung besucht haben. Das gilt nach meiner Meinung auch für die Oberlehrerinnen."

Der letzte Satz muß in diesem Zusammenhang bei den Lesern den Eindruck erwecken, als ob es sich beim Studium der Oberlehrerinnen darum handle, „ein oder zwei Semester lang ein oder die andere Vorlesung besucht zu haben".

Die Studienzeit der Frauen (die allerdings nicht gesetzlich festgelegt ist) beträgt heute überall wenigstens die für Männer gesetzlich vorgeschriebene Mindestzeit. Sie wird sich aber voraussichtlich in den nächsten Jahren eher noch ausdehnen.

Eine genügende Kenntnis der alten Sprachen aber muß in den meisten Kursen vor Beginn des Studiums durch eine Spezialprüfung erwiesen werden.

Der Vorwurf der „Halbheit" scheint also mindestens in dieser Hinsicht gegenstandslos zu sein. Lydia Stöcker

Gern gebe ich zu, mich an der von Fräulein Stöcker zitierten Stelle nicht deutlich ausgedrückt zu haben, obgleich wohl nicht ganz so mißverständlich, wie es hier, außerhalb des Zusammenhangs, scheinen könnte. Daß ich „nicht unbedingt überzeugt bin, daß die Teilnahme an theologischen Vorlesungen wirklich das ist, was wir" — auch die Oberlehrerinnen — „brauchen", und „daß es am besten wäre, wenn besondere Kurse für unsere Zwecke" — aber auch für diese — „veranstaltet werden könnten" halte ich aufrecht, selbst wenn einige Kenntnis alter Sprachen vorhanden ist. Das Universitätsstudium, wie es jetzt gehandhabt wird, ist für uns ein Notbehelf. Ich glaube, das werden nicht nur die Dozenten, sondern ein Teil der Damen selbst zugeben. Ueber die ganze Oberlehrerinnenbildung, soweit ich sie beurteilen kann, hier mehr zu sagen, würde zu weit führen. Nur das noch. Der Studiengang der Oberlehrer, über den ich allerdings nicht genau orientiert bin, ist doch sicherlich auf ganz andere Voraussetzungen aufgebaut, wie der der Damen, und es wird fürs erste auch noch so bleiben. Es ist ja auch nicht notwendig, daß wir es überall den Männern gleich tun. Fast zu jedem Ziel führen verschiedene Wege, nur darf man nicht zwischen zweien hin und her pendeln, sondern muß klar und entschlossen den gehen, auf dem man es am sichersten und ohne unnütze Kraftvergeudung zu erreichen glaubt. Und zuletzt macht doch nicht das, was sie gelernt hat, das Leben der Persönlichkeit, sondern umgekehrt wird sie erst dem Gelernten Leben geben. Lebendige, ganze Persönlichkeiten aber sind es, die wir zur Erziehung unserer Jugend, die wir auch für die mir am Herzen liegenden kirchlichen Frauenämter brauchen. Die Gelehrsamkeit steht doch erst in zweiter Linie. Helene v Dungern

Kleine Mitteilungen. Spalte 662 ganz unten ist auf einen Aufsatz Schieles hingewiesen, den ich unsern Lesern besonders empfehlen möchte. Er erklärt völlig die wesentlich durch ihn bestimmte Haltung der Christlichen Welt in Sachen des preußischen Schulgesetzes und bringt unsre Stellung zu Kirche und Konfession zwar nicht ausreichend, aber wie mir scheint doch sehr glücklich zur Geltung. Auch für unsre Verhandlungen in Potsdam ist der Aufsatz von Wichtigkeit. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die Zeitschrift lenken, in der Schieles Artikel erschienen ist: Die Deutsche Schule. Monatsschrift, herausgegeben im Auftrage des Deutschen Lehrervereins von Robert Rißmann. Leizig und Berlin, Julius Klinkhardt. Halbjährlich 4 Mk. Die Zeitschrift hat einen weiten Horizont und wird bedient von besten Kräften der pädagogischen Welt.

Das Juniheft der Zeitschrift für Theologie und Kirche bringt neben einem Aufsatz von dem Leipziger Privatdozenten Heinrich Hoffmann über die Frömmigkeit der deutschen Aufklärung einen 70 Seiten langen Artikel von Professor Wilhelm Herrmann über die moderne Theologie des alten Glaubens, wie sie durch Theodor Kaftan, Rudolf Grützmacher und Andre heute empfohlen wird. Uns hat bisher eine gewisse Scheu, in die häuslichen Angelegenheiten der kirchlich-konservativen Theologie dreinzureden, abgehalten, uns mit der so vielfach interessanten Erscheinung dieser Verjüngungsversuche in der Christlichen Welt zu beschäftigen. Wir haben so viel Andres zu tun, daß wir ihre Entwickelung gerne noch eine Zeit lang abwarten. Umso willkommener wird Manchem die kräftige Auseinandersetzung sein, die Herrmann gibt. Es ist das Charisma dieses Theologen, daß er in aller Polemik und Kritik seine Positionen immer wieder machtvoll zur Geltung bringt. Letztere einmal wieder unserm Leserkreise ohne den polemischen Zusammenhang darzubieten hat uns immer aufs neue gelockt. Die Zeitschrift erscheint bei J. C. B. Mohr in Tübingen, es ist wohl auch dies Heft einzeln zu haben für Mk. 1.50. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Königsberg i. Pr. Montag 23. Juli 4 Uhr Theaterrestaurant: Was ist Wahrheit? Pfarrer Dallwig.

Potsdam

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober:

Unsre Aufgabe. Professor Herrmann aus Marburg.

Die Grenzen der Lehrfreiheit. Professor Baumgarten aus Kiel, Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Näheres über Ort, Zeit und über die Verteilung der Tagesordnung später.

Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" voraussichtlich Mittwoch den 3. Oktober Vormittags.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 16 der Mitteilungen wird Ende dieser Woche verschickt. Veränderte Adressen dringend erbeten.

Versammlungskalender

23. Juli— 4.	August	Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
6.—18.	August	Jenaer Ferienkurse Jena
14. 15.	„	Presbyterianisch-reformierte Kirchen des Kontinents Prag
21.—23.	„	Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	„	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	„	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden
25.—27.	„	Gustav Adolf-Verein Augsburg
26.—27.	„	Theologischer Ferienkursus Dresden
2.—12.	Oktober	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
3. 4.	„	Freunde der Christlichen Welt Potsdam
8.—10.	„	Theologischer Ferienkursus Marburg
9.—12.	„	Evangelischer Bund Graudenz
14.—15.	„	Deutsche Sittlichkeitsvereine Hannover
15.	„	Jahrkursus der Christlich-sozialen Frauenschule Hannover
18.—20.	„	Deutsch-evang. Kirchengesang-Verein Schleswig

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr
Tübingen

Nr. 27. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Erklärung der Hessischen Freien Landeskirchlichen Vereinigung — Die fünfte Gemeinschaftskonferenz zu Eisenach — Verschiedenes: Ueber die Abtrennung der niederen Küsterdienste; Deutsche evangelische Gemeinde in Rom — Personalien

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 52: Die evangelischen Kirchen und der Staat. Leit- Zeit- und Streitsätze von **Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.** Tübingen J. C. B. Mohr 1905. 40 S. 50 Pfge.

Ferienstellung (15. August bis 15. Oktober) sucht **cand. theol.** als Hilfslehrer, Hauslehrer, Reisebegleiter 2c. Offerten unter **E. F.** an den Verlag.

Wir haben uns verlobt:

Martha Lindhorst

Carl Naucke

Pastor an der Anstalt Nietleben b. Halle a. S.

Mühlberg (Elbe), am 10. Juli 1906.

Eine **ältere Dame**, verwitwet, sucht Stellung als **Hausdame** in einem Sanatorium oder bei älterem Ehepaar oder auch bei einem älteren Herrn. Näheres durch Herrn **Professor D. Baumgarten** in **Kiel**.

Pfarrhaus im Elsaß in schönem Vogesenwald nimmt **Knaben** in **Pension** mit oder ohne Unterricht, besonders auch in Französisch oder Englisch. Offerten unter **B Z** an die Expedition des Blattes.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith**, Rittergutsbesitzer.

---

cand. min. sucht Stellung als **Prädikant** vom 10. August dieses Jahres ab für einige Wochen. Gefl. Offerten bitte an die Expedition des Blattes unter **H. B. 28.**

Collaborator wird sofort für die evangelische Gemeinde **Jena** gesucht. Gehalt 1200 Mk. Erstes Examen muß bestanden sein. Man wolle sich unter Einsendung von Zeugnissen an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 18. Juni 1906

Der Kirchgemeindevorstand

D. Braasch

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Cassel, Evangelisches Fröbelseminar, verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse“** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel“** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.

Kaiser Heinrich IV.

Sein Leben und seine Kämpfe (1050—1106) nach d. Urteile seiner Zeitgenossen dargestellt von Prof. Dr. **E. Höhne.** 5 M., geb. 6 M. Objektiv und geschichtlich, bei aller wissenschaftlichen Haltung durchaus populär dargestellt.

C. Bertelsmann, Gütersloh

Töchter aus guter Familie finden zur Fortsetzung ihrer Studien in Sprachen, Musik und Kunst **Pension** in einer der schönsten **Vorstädte Londons.** Ausflüge in die Umgebung, Besuch der Museen etc. Nähere Auskunft erteilt

Pastor Wohlleben, Cöln, Lindenstr. 71

Predigten zu

Gustav-Adolf, Missions, Jahres-Festen und Synodalversammlungen

enthält der 3. Band der weithin bekannten Kasualien-Sammlung:

„Im Reiche der Gnade“

in seinem 4. und 6. Hefte (Preis modern steif broschiert a Mk. 1.—), von denen der „Theologische Anzeiger“ schreibt: „Sie sind die besten, die wir kennen.“ Ausführliche Verzeichnisse kosten- u. portofrei durch den Verl. von

C. Ludwig Ungelenk

Dresden-A.

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemäße Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weißheimer**, Freiburg i. Br.

Blitzableiterprüfungen

mit Widerstandsmessungen der Ab- und Erdleitungen an **Kirchen** und **Türmen** 2c. Reparatur und Erneuerung von **Blitzableitungen, Turmkreuzen, Fahnen** und **Knöpfen.** Wettersichere Einfassung von **Turmspitzen** in jedem Metall. Ausführung ohne **besonderes Gerüst** billig und zweckmäßig. Langjährige Erfahrungen.

U. and. ausgeführt: Kirchen zu Strehla, Radeburg, Lommatzsch, Wantewitz, Lenz, Weinböhla, Cölln a. E., Etzdorf, Roßwein, Schönfeld b. Pillnitz, Stolpen i. S., Schönbrunn b. Wolkenstein, Burtau, Porschdorf a. E., Striesen, Rudolstadt, Reschwitz, Dörnfeld, Stockhausen i. Thür., Bloßwitz, Hayda, Nauwalde, Frauenhain, Wildenhain, Lichtensee, Streumen, Röderau, Gröditz b. R., Königl. Garnison-Kirche Dresden 2c.

Großenhain i. S. **Anton Klette,** Schlossermstr.

Inhaber der K. S. Staats-Medaille.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann

Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und Fräulein **Else Lohmann,** staatl. gepr. Lehrerin.

Bei Umbau unserer Kirche soll die noch gut erhaltene

Orgel

— 1876 für 6400 Mk. erbaut — durch ein neues Werk ersetzt werden, falls wir ein günstiges Angebot erzielen. Die mit Gehäuse verkäufliche Orgel hat 20 klingende Stimmen, Pedal und 2 Manuale.

Angebote erbittet

Der **Gemeinde-Kirchenrat Lychen,** Uckerm.

Sanatorium Tannerhof

i. Bayrisch-Zell b. Schliersee

Physikal. diätet. Kuranstalt und Erholungsheim

(800 m ü. d. M. unter d. Wendelstein (1838 m) geschützt gelegen) Regenerationskuren, naturgemäße Lebensweise und Diät. Anwendung aller natürlichen Mittel nach wissenschaftlichen Grundsätzen, sorgfältige Individualisierung, Psychotherapie, Arbeit und Beschäftigung im Hause, in Gewächshaus, Gärtnerei, Wiesen und Wald. Luftbad-Anlagen an bewaldeten Berghängen mit wasserreicher Felsschlucht hinauf bis zur Alm (1250 m) Lufthütten, Maler-Atelier. Familiärer Charakter. Versorgung durch Helferinnen, keine Dienstboten und Trinkgelder. Preise 6—10 Mk. einschließlich ärztliche Behandlung (nur I. Consultat. 10 Mk.). Geöffnet 1. Mai—31. Oktober und 1. Dezember—31. März. Prospekte durch Dr. med. **Chr. v. Mengershausen, Barb. v. Mengershausen** geb. **v. Kummer.**

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Nr. 27. Der Evangelisch-soziale Kongreß — Die Besetzung der theologischen Professuren in Preußen — Die Lehrverpflichtung in den evangelischen Kirchen Deutschlands — Aus Preußen: Mit der Schulvorlage; Reform des Disziplinarverfahrens; Religionsunterricht von Dissidentenkindern; Von Bismarcks Kirchenpolitik — Mancherlei: Der Fall Korell; Die deutsche evangelische Kirchenkonferenz; Die neue Kirchensteuergesetzgebung; Versammlungen

---

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg.